



Berlin, den 16. Juli 1904.

### Sören Kierkegaard.\*)

Was soll ein Moderner dem gläubigsten und frommsten aller Menschen des neunzehnten Jahrhunderts einmal nachmachen: die raffinierteste Verführungsgeschichte und zum Schluß eine Predigt mit einem inbrünstigen Gebet! Und Beides echt, ungefälscht, ungesucht, selbstverlebt; das Erste natürlich nur in der Phantasie; denn der dänische Prophet hat nie ein Weib berührt; nur verlobt ist er einmal gewesen. Er hat denn auch die Geschichte unter einem Pseudonym herausgegeben und auch den Eremita noch nicht zu ihrem Helden gemacht, sondern ihn, darin nicht eben sehr originell, die erdichteten Papiere, die sie enthielten, in einem alten Sekretär finden lassen. Und der Verfasser dieser Papiere spaltet sich wieder in zwei Personen, den Don Juan A. und den frommen Ehe mann B., der ihn in langen Briefen bekämpft. Bestimmte Diapysalmata (Präludien) eröffnen A.'s Bekenntnisse; sie drücken zwar nicht Kierkegaards Ueberzeugung, wohl aber seine Stimmung aus, mit der verglichen die in Schopenhauers und Tolstois Büchern herrschende heiter genannt werden könnte. Doch diese Stimmung entspringt nicht etwa der Betrachtung des Weltelends, der Leiden der Thiere und der Menschen, der Kriege, der Laster und Verbrechen, der sozialen Zustände. Das Alles kümmert Kierkegaard sehr wenig. Der sozialen Bestrebungen gedenkt er an zwei Stellen mit verächtlichem Spott. Soziales Elend gab es ja wohl zu seiner Zeit in Dänemark noch nicht und die Armen hält er im Allgemeinen für die Glücklicheren, schon weil sie weniger vom Unglauben angegriffen sind oder

\*) Entweder — Ober. Ein Lebensfragment. Herausgegeben von Viktor Eremita (Sören Kierkegaard). Aus dem Dänischen von D. Bleiß. Zweite Auflage. Mit dem Bildniß Kierkegaards. Dresden, Friedrich Richters Verlag.

damals waren. Sein Pessimismus ist ganz individueller Natur: er ist die ihm angeborne Traurigkeit, die Empfindung der Leere und Nöde in seinem Herzen, der Sinnlosigkeit des Daseins, die natürlich für Kierkegaard nur unter der Voraussetzung besteht, daß man von Gott absteht. Eine Aeußerung wird Fritz Rauthner gut gefallen. „Mein Leben ist völlig ohne Sinn. Es geht mit ihm, wie im Lexikon mit dem Worte Schnur, das fürs Erste ein Seil bedeutet, zum Zweiten eine Schwiegertochter. Es fehlte nur, daß es drittens ein Kameel und viertens einen Besen bedeutete.“

Auch in der darauf folgenden Abhandlung über das Musikalisch-Erotische ist Kierkegaard wahrscheinlich mehr er selbst als sein A. Er entwickelt seine Musikästhetik in einer wunderbar tiefen und geistreichen Analyse von Mozarts Don Juan. Diese Oper ist ihm die einzige ihrer Art, ist ihm die klassische Oper, weil vollendete Einheit von Idee und Form. Ihre Idee sei „die sinnliche Genialität“; das einzige Medium, in dem diese Idee dargestellt werden könne, sei die Musik, und da diese Idee eben nur eine sei, in allen Zeiten die selbe, so könne es nur einen Don Juan geben, während Faust der Geschichte angehöre, jede Zeit ihren eigenen Faust haben, darum auch ein ihn darstellend:s klassisches Drama hervorbringen könne. Molières, Heibergs, Byrons Don Juan-Dichtungen erklärt er für verfehlt. Was er über die Ouverture sagt, können Komponisten, die über den erforderlichen Reichthum an musikalischen Gedanken verfügen, mit Nutzen studiren; und seine Darstellung der durch Cherubin, Papageno und Don Juan repräsentirten Stadien der Erotik werden jeden Mozartverehrer mit Entzücken erfüllen. Aber Kierkegaard müßte nicht Kierkegaard sein, wenn er sich auf eine Musikphilosophie beschränkt hätte. Er untersucht selbstverständlich auch den Unterschied zwischen der griechischen und der christlichen Erotik. Jene hat nicht das Weib als Geschlechtswesen, sondern die schöne Individualität zum Gegenstand; sie ist geistiger Art. Erst das Christenthum entfesselt, indem es den Geist in seine Heimath beruft, die Sinnlichkeit, der nun das Diesseits als Eigenthum und Tummelplatz zufällt, so daß sie zur Weltmacht wird. Vom Geist verlassen, besetzt sich das Fleisch mit seinem eigenen Geist und die Erotik wird dämonisch; Don Juan ist eben der verkörperte Dämon des Fleisches, wie Faust, der nur zur Zerstreuung einmal liebt, der geistige Dämon ist. Diese Musikbetrachtung wird ergänzt durch eine Abhandlung über den Reflex des Antik-Tragischen im Modern-Tragischen, worin wir erfahren, daß es nicht echte Tragik sei, wenn in (damals) neueren Dramen der Held allein für seine Schuld verantwortlich gemacht werde; denn er sei dann böse und das Böse, die Sünde, habe kein ästhetisches Interesse. Das echt Tragische, das den Menschen in seiner Abhängigkeit darstelle (Kierkegaard würde also für die heute modernen Milieudramen Verständniß haben) weise auf die

Religion, auf das Erbsünde- und Erlösungdogma als Tröstung und Rettung hin; denn wie Keiner von der allgemeinen Schuld frei, so sei auch Keiner von der Gnade ausgeschlossen. Die Ethik sei hart und habe keinen Trost in sich — den habe nur die Religion — und an die Kesthetik dürfe sich der durch sie Verführte erst recht nicht um Rettung wenden. Eine Ansprache an die Symparanekromenoi (die sich mit einander lebendig begraben ließen) schildert eine Konkurrenz, in der siegen soll, wer nachweisen kann, daß er der Unglücklichste sei. Zu mehreren Unglücklichen, die sich vorstellen, erkennen wir Kierkegaard, besonders in dem Manne, der, ohne selbst eine Jugend gehabt zu haben, das Glück der Jugend preisen muß, und in dem, der erst im Angesicht des Todes begreift, was Lebensgenuß ist.

Der Verführer erzählt dann von seinen vielen Verführungsgeschichten die eine in Tagebuchform. Wenn ich ihn einen Don Juan nannte, so berechnete dazu nur die große Zahl seiner Abenteurer. Seiner Natur nach ist dieser sinnlich-unsinnliche Erotiker kein Don Juan, denn er ist nicht naive, unmittelbare und durch ihre Unmittelbarkeit im Sturm siegende Sinnlichkeit, sondern ganz Reflexion und Berechnung. Auch eine Verschmelzung von Don Juan und Faust darf man ihn nicht nennen, denn seine Reflexion bleibt immer auf das erotische Gebiet beschränkt, das für Faust nur ein von seinem eigentlichen Gegenstand ablenkendes Divertissement ist. Unserem Verführer bereitet sein äußerst künstlicher Belagerungs- und Eroberungsplan und die Beobachtung der Wirkungen, die er damit in jedem Stadium auf sein Opfer erzielt, den höchsten Genuß. Er schiebt darum den eigentlichen sinnlichen Genuß so weit wie möglich hinaus; ja, er ist im Stande, auf diesen Genuß zu verzichten und die Geliebte in dem Augenblick zu verlassen, wo sie, durch seine Manöver zum Aeußersten getrieben, sich ihm freiwillig, ganz freiwillig anbietet. Die eine Geschichte, die er ausführlich erzählt, beginnt mit der ersten Begegnung, wo ihm das unbekannte Mädchen beim Aussteigen aus dem Wagen auffällt, berichtet über die nicht geringen Schwierigkeiten der Annäherung, wie er dann die völlig Unschuldige, ihrer Weibnatur Unbewußte allmählich halb rasend macht, indem er ihr einen zukünftigen Bräutigam zuführt, selbst aber, sie scheinbar ignorirend, ausschließlich die Lante unterhält, wie er inzwischen ein Dienstmädchen verführt, Liebespaare fördert oder ihnen Schwierigkeiten bereitet, sich endlich mit seinem Opfer verlobt und es so weit bringt, daß es die Verlobung wieder aufhebt, nur um dem Geliebten ganz frei, ohne äußerlich verpflichtendes Band, angehören zu können.

Die in Briefform gekleideten Abhandlungen von B. sollen dem jüngeren Freunde beweisen, daß er mit seiner ästhetischen Lebensauffassung und Lebensführung des wahrhaft Schönen verlustig gehe und bei allen ästhetischen Einzelgenüssen innerlich öde bleibe, dem Lebensüberdruß und der Verzweiflung, die

er übrigens selbst eingesehrt, nicht entgehen könne. Das wahrhaft Aesthetische sei nur in dem Ethischen der Ehe zu finden, denn nur die eheliche Liebe sei schön und mache schön; seyde den Menschen dadurch, daß er sich fürs ganze Leben dem Andern hingiebt, in Pflichttreue widmet, in den Besitz seines Selbst und damit des Absoluten, so daß er, die Vergänglichkeit überwindend, im vollen Besitz und Genuß der Gegenwart die Ewigkeit ergreife. Das wird mit viel hegelischer Dialektik und hinreißender Beredsamkeit vorgetragen und mit novellistischen Proben illustriert. Und von seinem eigenen Eheglück entwirft der Befehrer ein Bild, das den Eölibatär, der es erlog, ärger gepeinigt haben muß als den katholischen Asketen sein Stachelrömb. Der Verkünder des Eheglücks ist fest überzeugt davon, daß nichts, auch nicht die Jämmerlichkeiten des Alltagslebens, auch nicht Armuth und Nahrungssorge, das Aesthetische in einem Menschen unterdrücken könne. „Ich brauche nicht im Lande umherzureisen, um Schönheiten aufzusuchen, habe auch nicht nöthig, in den Straßen umherzuspöbern. . Habe ich Zeit, so sehe ich mir von meinem Fenster aus die Menschen an und sehe jeden Menschen in seiner Schönheit. Und wäre er noch so unbedeutend, noch so niedrig und arm: ich sehe ihn in seiner Schönheit; denn ich sehe in ihm den einzelnen Menschen, der doch zugleich der allgemeine Mensch ist. Ich sehe in ihm Den, der diese konkrete Lebensaufgabe hat; er hat seine Teleologie in sich selbst, er realisiert diese seine Aufgabe, — er siegt. Denn der Muthige sieht nicht Gespenster, dagegen siegreiche Helden; aber der Feige sieht nirgendwo Helden, sondern überall Gespenster.“ Da ich einmal ins Citiren gerathen bin, will ich doch gleich noch ein Wort anführen, weil es, namentlich für Berlin, so ungemein zeitgemäß ist. Der Eheschwärmer beskreibt, wie das Weib sich und den Mann beglückt, weil es nicht, gleich dem Manne, dem Unendlichen nachjagt, sondern am Endlichen Freude und Genüßen findet. „Weil das Weib die Endlichkeit so erklärt, darum ist sie des Mannes tiefstes Leben, aber ein Leben, das verborgen ist, wie es das Leben der Wurzel immer ist. Siehe: deshalb hasste ich die abscheuliche Rede von der Emanzipation des Weibes aus ganzer Seele. Gott verhüte, daß sie je die Herrschaft erlange! Ich kann Dir nicht sagen, mit welchem Schmerz der Gedanke meine Seele erfüllt, aber auch nicht, welche leidenschaftliche Erbitterung, welchen Haß ich gegen Jeden im Herzen trage, der so Etwas zu äußern wagt. Es ist mein Trost, daß die Leute, die solche Weisheit vortragen, nicht Klug-wie Schlangen sind, sondern bornirt, und daß darum ihr Geschwätz unschädlich ist. . . Sollte es wirklich ein einziges Weib geben, die so einfältig, eitel und jämmerlich wäre, daß sie glaubte, sie könne unter der Maske des Mannes vollkommener werden als der Mann? Muß sie denn nicht einsehen, daß ihr Verlust unerseßlich wäre?“

Wie würde er über eine andere heutige Pest, die biologische, urtheilen? Die Biologie, Physik und Astronomie sind herrliche Wissenschaften, aber sie

zeigen die ganze Fülle ihrer Herrlichkeit nur, wenn man ihren Gegenstand als die über allen Begriff großartige und kunstreiche Zurüstung betrachtet, die keinem anderen Zweck hat als den, das Dasein und die Entfaltung des Menschengeistes zu ermöglichen. Gliedert man dagegen im vermeintlichen Interesse der Einheit der Wissenschaft den Menschen als Zellenhäuschen in die Reihe der Organismen und als winziges Atomhäuschen in den Weltmechanismus reiflos ein, dann bleibt von ihm nichts übrig als im ersten Fall die unangenehmste und unglücklichste aller Bestien (genau gesagt: die einzige unglückliche), im zweiten ein Nichts, dessen Illusion, Ideen zu haben wie Güte, Wahrheit, Schönheit, Recht, Vaterland und sich dafür zu begeistern, nur Hohn verdient. Dem Naturphilosophen kommt die Furchtbarkeit ihres Attentates nicht zum Bewußtsein, weil sie es nur potentia, nicht actu begehen können; denn es fällt keinem Menschen, ihnen selbst am Allerwenigsten ein, mit der von allen Literaturgrößen gepriesenen Theorie Ernst zu machen und sich als Bestien oder Nichtse einzuschätzen. Kierkegaard würde wohl einer solchen untermenschlichen Philosophie den Rücken gewandt haben, ohne sie eines polemischen Wortes zu würdigen; aber eine Bemerkung zeigt, von welchem Punkte aus er sie widerlegt haben würde, wenn er gewollt hätte. Die Ehe, sagt er, muß auf Liebe gegründet sein, womit hier selbstverständlich die geistig-sinnliche Geschlechtsliebe gemeint ist; diese Liebe muß sich nicht erst in der Ehe finden, obwohl sie in ihr vollendet wird, sondern ihr vorhergehen. „Oder man heirathet, weil man hofft, die Ehe werde mit Kindern gesegnet werden, um so zur Fortpflanzung des menschlichen Geschlechtes auf Erden seinen geringen Beitrag zu leisten. Der Staat hat diesen Zweck oft genug vor Augen gehabt und zuweilen gar Prämien ausgesetzt für Die, deren Ehen mit den meisten Kindern gesegnet würden. Das Christenthum hat gerade den entgegengesetzten Weg eingeschlagen und für Die Prämien ausgesetzt, die nicht heiratheten. War Das nun auch ein Mißverständnis, so bezeugt es doch einen tiefen Respekt für die Persönlichkeit und dafür, daß man den Einzelnen nicht zu einem Moment, sondern zum Definitiven machen wollte. . . Es ist eine Beleidigung für die Frau, wenn man sie aus irgend einem andern Grunde heirathet, als weil man sie liebt.“

In einem der vielen Nietzschebücher wird Nietzsche der seltsamste aller Menschen genannt. Das ist ein seltsames Urtheil. Daß ein Mensch von beweglichem Geist heute die Götter verbrennt, die er gestern angebetet hat, daß in einer zartbesaiteten Seele alle Melodien der Zeit mitklingen, durch das gleichzeitige Erklingen zur Disharmonie werden und das Instrument zerreißen, daß wahnsinnig wird, wer sich nicht mit der dem Menschen hienieden allein zugänglichen Oberflächenerkenntniß begnügt, sondern eigen Sinnig am Schleier der Isis zerrt: das Alles sind wir von alten Zeiten her gewöhnt

und lange vor Nietzsche hat jeder denkende Jüngling seine Zeit gehabt, wo er ein kleiner Nietzsche war. Was Nietzsche vor Anderen auszeichnet, ist nur die Energie, mit der er in jenem Jünglingsstadium verharrt, ist außerdem der Reichthum an Melodien, die sein Instrument aufzunehmen vermag, und die Virtuosität, mit der er sie wiedergiebt; er ist eine ungewöhnlich interessante Erscheinung, aber durchaus nicht seltsam. Dagegen ist Kierkegaard wirklich der seltsamste aller Menschen, die ich kenne. Gott ist ihm, dem Nordländer des neunzehnten Jahrhunderts, von Kindheit an bis zum Tode, gerade so wie einer ekstatischen Jungfrau, die realste aller Realitäten und stets gegenwärtig. Dabei ist er nichts weniger als ekstatisch, sondern verwirft die Mystik als eine weichliche und egoistische Form der Religion. Er ist, wie er klagt, als Geis, ja, als Geist auf die Welt gekommen und darum weder Kind noch Jüngling gewesen, was ihn zum Manne der großen Traurigkeit gemacht hat, und dennoch vermag er sich vollkommen in das Kind, in den Jüngling, in den sinnlichen Menschen hineinzufühlen. In tiefster Einsamkeit lebend, beobachtet er die Welt und die Menschen und stellt sie richtig dar. Gott und das Christenthum sind der einzige Gegenstand seiner Liebe und seines Strebens, und um die Religion zu fördern, thut er zwei Dinge, von denen jedes einzelne gewöhnlich für das beste Mittel zu ihrer Beförderung angesehen wird: er stellt einen Verführer verführerisch dar und greift die Kirche an. Und unter welchen Umständen hat er die Verführergeschichte geschrieben! „Persönlich war ich weit davon entfernt, das Menschenleben beruhigend zur Ehe zurückzurufen, ich, der ich — was sich hinter dem Namen Viktor Eremita verbirgt — schon im Kloster war. ‚Entweder — Oder‘ ist im strengen Sinne des Wortes im Kloster geschrieben. Ich kann versichern, daß der Verfasser von ‚Entweder — Oder‘ regelmäßig mit klösterlicher Genauigkeit eine bestimmte Zeit hindurch ganze Tage um seiner selbst willen mit dem Lesen erbaulicher Schriften zubrachte und daß er in viel Furcht und Bittern seine Verantwortung bedachte; er dachte dabei besonders an das Tagebuch des Verführers.“ Dieses Tagebuch war, wie seine ganze ästhetische Schriftstellerei, eine Kriegsklist, ein Betrug, wie er sich selbst ausdrückt. Er will die Seele für Gott gewinnen. Das gelingt aber nicht, wenn man sie im Bekehrton antreibt; darum — welch ein Jesuit! — stellt er verlockende ästhetische Untersuchungen an und führt die nichtsahnende Seele auf Umwegen ans Ziel. Auch als sokratische Mäentif, Hebammenkunst, charakterisirt er seine Methode. Die ästhetischen Schriften, in denen er das Religiöse nur von fern anklingen läßt, hat er mit Pseudonymen, alle religiösen mit seinem Namen gezeichnet. Er wollte dadurch anzeigen, daß er nur in der zweiten Gruppe wirklich selbst, in der ersten aus der Seele Anderer spricht.

Nicht weniger seltsam als dieses Verfahren ist sein Angriff auf die

Kirche; auch Grundtwigs Volkskirche findet keine Gnade vor ihm. Kein fanatischer Atheist kann in härteren und beleidigenderen Worten auf die Pfaffen schelten, kein Sozialdemokrat überzeugender nachweisen, daß das Christenthum des Neuen Testaments nirgends auf der Erde zu finden ist. Dieses, sagt er in der Erinnerung an Luthers Thesen, daß es kein Christenthum giebt, sei seine einzige These. Er beweist, daß es kein Christenthum geben könne, so lange es beamtete und besoldete Geistliche giebt. Er beschimpft den toten Bischof Wynster und dessen Nachfolger, den Professor Martensen, der in der Leichenrede den Verstorbenen einen Wahrheitszeugen genannt hat. Er widmet ein eigenes Kapitel dem Nachweis, daß die Geistlichen Menschenfresser sind; er fordert die Leute auf, ihre Kinder nicht mehr taufen und konfirmiren zu lassen und den Gottesdienst nicht mehr zu besuchen; damit würden sie ihre Sündenschuld verringern; er für seine Person wolle lieber im Spielwaarenladen Stedensperd, Säbel und Fahne kaufen, einen feierlichen Eid auf diese Fahne ablegen und dann mit feierlichem Ernst auf seinem Stedensperd gegen den Feind lossprengen als in die Kirche gehen; denn mit Jenem würde er nur sich selbst, mit Diesem aber Gott zum Narren machen. Und er thut und schreibt das Alles in der Ueberzeugung, daß er damit eine Sendung erfüllt. Er giebt ausführlich Rechenschaft von seinem Verhältniß zu Gott. „Dieses mein Verhältniß zu Gott ist die glückliche Liebe meines mannichfach unglücklichen und beschwerten Lebens.“ Aus Liebe zu Gott allein und aus Gehorsam gegen ihn schreibt er Bücher. Er hat nicht nöthig, die Muse anzurufen. „Im Gegentheil: ich brauche jeden Tag Gott, um mich des Reichthumes der Gedanken zu erwehren. Wahrlich, gieb einem Menschen eine solche Produktionskraft und dazu eine so schwache Gesundheit,\*) so wird er schon beten lernen. Ich könnte mich niedersetzen und ununterbrochen Tag und Nacht und nochmals einen Tag und eine Nacht fortschreiben; Reichthum genug ist da. Dieses Kunststück konnte ich stets machen, kann es noch jetzt. Thäte ich es, so wäre ich gesprungen. Nur die geringste Unvorsichtigkeit in der Diät, so bin ich in Lebensgefahr. Wenn ich aber Gehorsam lerne, die Arbeit als strenge Pflichtarbeit thue, die Feder ordentlich halte und jeden Buchstaben sorgfältig schreibe, so kann ich. Und dann habe ich oft viel mehr Freude von meinem gehorsamen Verhalten gegen Gott gehabt als von den Gedanken, die ich produzirte.“

Kierkegaard soll Ibsen den „Brand“ inspirirt haben; sehr möglich; Alles oder nichts ist ja Beider Lösung. Nur muß man Brand nicht für eine Nachbildung von Kierkegaards Persönlichkeit halten. Wollte ein Maler den „Brand“

\*) Kierkegaard hat nur zweiundvierzig Jahre, von 1813 bis 1855, gelebt, und war nur dreizehn Jahre lang, von 1842 bis 1855, Schriftsteller.

illustriren, so müßte er für den Helden die Jüge Ibsens wählen, nicht das sanfte und schwermüthige Antlitz und den demüthig niedergeschlagenen Blick Kierkegaards. Nie würde Ter hart gewesen sein gegen Weib, Kind, Mutter oder irgend einen Menschen. Rigorist war er gar nicht. „In der tiefen Ueberzeugung, daß sein Leben ethisch angelegt ist, ruht das Individuum in voller Sicherheit und plagt darum weder sich noch Andere mit spitzfindigen, ängstlichen Fragen über Dieses oder Jenes. Daß nämlich der ethisch Lebende gehörigen Raum für das Indifferentente hat, finde ich ganz in Ordnung; und es bezeugt sogar Ehrfurcht vor dem Ethischen, daß man es nicht in jede Kleinigkeit hineinzwängen will.“ Das schreibt zwar der Ehemann und Assessor in „Entweder — Oder“, aber es gehört nicht zu dem aus einer fremden Seele heraus Geschrieenen. Larismus oder Rigorismus: die Frage kümmert Kierkegaard gar nicht. Nur Wahrhaftigkeit, Ehrlichkeit will er; und die einzelne Seele zur Innerlichkeit zurückrufen. Denn auch das ganze Kirchenwesen, gegen das er donnert, die Stände, die er angreift, überhaupt die Massen sind ihm gleichgiltig. Als potenziertes Individualist sieht er in jeder Menge nur eine Anhäufung von Schlechtem und von Unwahrheit. „Dem Einzelnen“ widmet er seine Schriften. „Wer Du bist, weiß ich nicht; wo Du bist, weiß ich nicht; wie Dein Name lautet, weiß ich nicht; dennoch bist Du meine Hoffnung, meine Freude, mein Stolz, meine Ehre.“ Der Einzelne: mit dieser Kategorie stehe und falle die Sache des Christenthumes. „Es ist nicht meine Aufgabe und kann in der ‚Christenheit‘ nicht wahrhaft die Aufgabe sein, noch mehr Titularchristen zu schaffen oder die Millionen in der Einbildung, sie seien Christen, bestärken zu helfen; nein: die Aufgabe ist gerade, diesen Schurkenstreich zu beleuchten, der (wie raffiniert!) in christlichem Eifer und Ernst, in Wahrheit aber im Interesse der Kirchenfürsten, der Pfaffen und der Mittelmaßigkeit diese Millionen zu Stande gebracht hat; es gilt, diesen Schurkenstreich zu beleuchten, um klar ans Licht zu bringen, daß christlicher Eifer und Ernst gerade in der undankbaren Arbeit liegt, das Christenthum von einigen dieser Bataillone von Christen zu befreien.“ Diese Aufgabe haben heute die Sozialdemokraten übernommen, die der gläubigste und frömmste Mann des neunzehnten Jahrhunderts als Mitarbeiter begrüßen würde. Und was würde er sagen, wenn er sähe, mit wessen Geldern im heutigen Berlin der „Schurkenstreich“ verübt wird!

Kierkegaard und seine Thätigkeit beurtheilen könnte man nur, wenn man all seine Schriften sorgfältig studirt hätte; ich habe außer „Entweder — Oder“ nur „Leben und Walten der Liebe“ gelesen und die drei Schriften, die der ihm selbenderwandte Schrempf mit Dornier zusammen unter dem Titel „Sören Kierkegaards Angriff auf die Christenheit“ 1896 herausgegeben hat. Des genügt aber, mich zu einer Frage zu berechtigen, die ich, obwohl von



Sympathie für die Oberhofmeisterelique völlig frei, an den großen Christen stellen würde, wenn er noch lebte: Glaubst Du, daß, wenn die Kirchen, mit all ihren Gebrechen und Lächerlichkeiten, mit aller Heuchelei und Niedertracht vieler ihrer Diener, vor ein paar Jahrhunderten vom Erdboden verschwunden wären, daß dann außer einigen Gelehrten noch irgend Jemand das Neue Testament lesen würde? Und woher sollte der Einzelne, zu dem Du sprichst, sein Christenthum nehmen, wenn er von dessen Existenz gar keine Ahnung hätte? Vielleicht beantwortet statt des längst Verstorbenen einer der Herren von der „Christlichen Welt“ meine Frage.

Reiffe.

Karl Zentsch.



## La maladie de quarantaine.

**N**ach zehnjährigem Aufenthalt in der Provinz bin ich wieder in meiner Geburtsstadt und sitze jetzt an einem Mittagstisch unter den alten Freunden. Wir sind Alle ungefähr fünfzig Jahre alt; die Jüngeren um oder über Vierzig. Wir sehen erkannt, daß wir seit dem letzten Beisammensein eigentlich nicht gealtert sind. Im Bart und an den Schläfen ist bei Einzelnen freilich ein Bißchen Grau zu entdecken; Manche aber sind seit dem letzten Mal jünger geworden und gestehen, daß sich ums vierzigste Jahr eine merkwürdige Veränderung in ihrem Leben ereignet hat. Sie fühlten sich alt und glaubten, das Leben gehe zu Ende; sie entdeckten Krankheiten, die nicht da waren; die Oberarme wurden steif und es fiel ihnen schwer, den Ueberrock anzuziehen. Alles kam ihnen alt und abgenutzt vor; Alles wiederholte sich, war ihnen wie ein ewiges Einerlei; die junge Generation drang vor und nahm von den Thaten der Älteren keine Notiz. Und das Aergerslichste war, daß die Jungen die selben Entdeckungen machten, die wir gemacht hatten, und das Schlimmste, daß sie ihre alten Neuigkeiten erzählen, als habe kein Mensch bisher Etwas davon geahnt. Der Franzose, der für Alles einen Namen hat, weil er Alles beobachtet, nennt diese Krisis des Mannes von vierzig Jahren: *La maladie de quarantaine*.

Während wir von alten Erinnerungen aus der Jugendzeit sprachen, sanken wir in diese Zeit zurück, lebten buchstäblich vom Vergangenen, standen da, wo wir vor zwanzig Jahren waren. Schließlich fragte Einer, mit einem Kopfschütteln, ob es denn überhaupt eine Zeit gebe. „Diese Frage hat Kant schon erledigt“, antwortete ein Philosoph. „Die Zeit ist nur unsere Auffassung des Seienden“.

„So? Das habe ich mir auch gedacht; denn wenn ich mich an kleine Ereignisse erinnere, die vierzig Jahre zurückliegen, steht mir Alles so klar vor Augen, als sei es gestern geschehen; und was in meiner Kindheit geschah, ist mir in der Erinnerung eben so nah, als hätte ich es vor einem Jahr erlebt.“

Dann fragte man sich, ob zu allen Zeiten Alle das Selbe gefunden hätten. Ein Siebzigjähriger, der Einzige in der Gesellschaft, den wir als Gr:is be-

trachteten, sagte, er fühle sich noch nicht alt. (Er hatte eben wieder geheirathet und ein Kind in der Wiege.) Dieses köstliche Bekenntniß gab uns den Eindruck, daß wir Jungen seien; und der Ton des Gespräches wurde denn auch sehr jugendlich.

Ich hatte schon beim ersten Zusammentreffen bemerkt, daß die Freunde unverändert waren, und mich darüber gewundert; doch hatte ich bemerkt, daß man nicht so schnell wie früher lächelte und daß man beim Sprechen eine gewisse Vorsicht walten ließ. Man hatte die Kraft und den Werth des gesprochenen Wortes entdeckt. Das Leben hatte allerdings das Urtheil nicht gemildert, aber die Klugheit hatte schließlich gelehrt, daß man alle Worte wiederbekommt; und man hatte ferner eingesehen, daß die Menschen nicht auf ganze Töne gingen, sondern daß man auch Halböne anwenden mußte, um seine Ansicht schärfer ausdrücken zu können. Jetzt dagegen wurde losgelegt: Worte wurden nicht gescheut, Ansichten nicht respektirt; man gerieth in alte Ströme. Es ward Licht. Aber es war nett.

Dann entstand eine Pause; mehrere Pausen; und dann wurde es unangenehm still. Die am Meisten gesprochen hatten, empfanden eine Bekommenheit, als hätten sie sich um den Kopf geredet. Sie fühlten, daß während der vergangenen zehn Jahre jeder Einzelne im Stillen neue Bande geknüpft habe, daß neue, unbekannte Interessen sich zwischen sie gedrängt hatten und daß die Freunde, die frisch drauslosgeplaudert hatten, auf ein unterseesches Riff gestoßen, auf Neuland getreten waren. Das hätten sie auch bemerkt, wenn sie die Blicke gesehen hätten, die sich zu Widerstand und Vertheidigung waffneten, das Berzählen der Mundwinkel, wenn die Lippen ein Wort unterdrückten.

Als man die Tafel aufhob, war es, als wären die eben gesponnenen Fäden zerrissen. Die Stimmung war fort, Jeder in Vertheidigungszustand, bis an den Hals zugeknöpft. Da man aber doch sprechen mußte, sagte man Phrasen, was an den Augen zu sehen war, die nicht dem Wort folgten, und an dem Köpfeln, das nicht zu den Blicken stimmte.

Es wurde ein unertüglich langer Abend. Einzelne Versuche, in Gruppen und unter vier Augen alte Erinnerungen ausleben zu lassen, mißlangen. Man fragte, aus purer Unwissenheit, nach Dingen, nach denen man nicht fragen sollte. Zum Beispiel: „Wie steht es jetzt mit Deinem Bruder Hermann?“ (Eine hingeworfene Frage, ohne die Absicht, Etwas zu erfahren, das ja gar nicht interessirte.) Verstimmung in der Gruppe. „Ja, danke; es ist so ziemlich unverändert, eine Besserung nicht zu spüren.“ „Besserung? War er denn krank?“ „Ja . . . weißt Du Das nicht?“ Jemand wirft sich dazwischen und bewahrt den unglücklichen Bruder vor dem schmerzlichen Bekenntniß, daß Hermann geisteskrank ist. Ober: „Na, Deine Frau bekommt man nicht zu sehen?“ (Sie ist eben im Begriff, sich scheiden zu lassen.) Ober: „Dein Junge ist jetzt groß; hat er schon sein Examen gemacht?“ (Der Junge ist die verlorene Hoffnung der Familie.) Man hatte eben die Kontinuität im Umgang verloren und Alles ging deshalb schief. Man hatte aber auch den Ernst und die Bitterkeit des Lebens erprobt und war wenigstens kein Knabe mehr.

Als man sich schließlich draußen vor der Hausthür trennte, machte man schnell und hatte nicht das Bedürfniß, das Zusammensein, wie früher, in einem

Kaffeehaus zu verlängern. Die Jugenderinnerungen waren nicht so erfrischend gewesen, wie man erwartet hatte. All das Vergangene war ja die Streu, worin das Gegenwärtige wuchs; und die Streu war niedergebrannt, ausgezogen und fing zu schimmeln an. Und dann merkte man, daß Niemand mehr von der Zukunft sprach, sondern Jeder nur von der Vergangenheit. Natürlich: man lebte ja schon in der geträumten Zukunft und konnte sie nicht mehr dichten.

Vierzehn Tage später sah ich wieder am selben Tisch, in fast der selben Gesellschaft und am selben Ort. Jetzt hatte Jeder Zeit gehabt, die Antworten auf all die Behauptungen zu lernen, die man neulich aus Artigkeit unbeantwortet gelassen hatte. Man kam gewaffnet; und nun gewann es wie saure Milch. Die Männer, die milde, trüg waren oder gutes Essen vorzogen, ließen Hülf grade sein, drückten sich und hinterließen ein Schweigen; aber die Kampflustigen gerietten an einander. Man hatte sich dem geheimen Programm angepaßt, das nie deutlich verkündet worden war, und beschuldigte einander nun des Abfalles.

„Nein, ich bin nie Atheist gewesen!“ schrie Einer.

„So? Nicht?“

Und jetzt begann eine Diskussion, die zwanzig Jahre früher geführt werden konnte, vielleicht mußte. Jetzt versuchte man, bewußt werden zu lassen, was während der glücklichen Wachstumsperiode unbewußt getrieben hatte. Das Gedächtniß stand Einem nicht bei; man hatte vergessen, was man gethan und gesagt hatte; man citirte sich selbst und Andere nicht richtig und es kam zum Tumult. Beim ersten Schweigen nahm Jrgendwer die selbe Sache auf und das Gespräch gerieth in ein Trettrad. Und es verstummte und begann wiederum...

Diesmal trennte man sich mit dem Gefühl, daß es mit dem Vergangenen aus sei und daß man, längst mündig geworden, das Recht habe, die Baumzähle zu verlassen und frei für sich zu wachsen, ohne Wärter und Schere.

So kam es, daß man einsam wurde. Und so ist es wohl immer zugegangen. Aber wirklich aus war es doch nicht; denn Einige, die nicht im Wachsthum stehen bleiben, sondern vorwärts gehen, Entdeckungen machen, neue Welten erobern wollten, schlossen sich zu einer kleinen Gruppe zusammen und benutzten das Kaffeehaus als Sprechzimmer. Man hatte es wohl zuerst in den Familien versucht; da aber wurde bald gemerkt, daß der Freund ein Futter in den Block bekommen hatte, das Frau hieß. Und die's Futter strammte sehr oft in den Säumen. In ihrer Gegenwart mußte man von etwas Anderem sprechen; vergaß man sich aber und sprach von feinen Angelegenheiten, so gab es zwei Möglichkeiten: entweder nahm die Frau das Wort und entschied diktorisch alle Fragen und dann mußte man aus Höflichkeit schweigen; oder die Frau erhob sich, lief in die Kinderstube und erschien erst bei Tische wieder, wo man sich dann wie ein Bettler und Schwarzer vorkam und behandelt wurde, als wolle man ihren Mann von Haus und Heim, von Pflichten und Treue fortlocken.

So ging es nicht; und übrigens wurden Freunde oft durch die Antipathie ihrer Frauen getrennt. Die waren in ihrem Verkehr recht schwierig. Es blieb also beim Kaffeehaus. Aber wunderbarlich war es, daß man dort nicht so gern saß wie früher. Man wollte sich wohl einreden, hier sei das neutrale Sprechzimmer, wo Niemand Wirth sei und Niemand Gast. Aber an den Verheerungen war eine Unruhe zu merken; zu Hause saß ja Jemand allein, der, wenn

er wirklich all'in im Leben geblieben wäre, sich Gesellschaft gesucht hätte, jezt aber zur Einsamkeit im Hause verurtheilt war. Und außerdem: die Kaffeehausgäste waren meist unverheirathet, im Grunde also Feinde; und sie schienen, als heimlos, hier Rechte zu besitzen. Sie betrugten sich, als seien sie bei sich zu Haus, lärmten, brachen in Lachsalven aus, betrachteten die Verheiratheten als Einbringlinge. Die merkten denn auch bald, daß sie störten.

In meiner Eigenschaft als Witwer glaubte ich ein gewisses Recht aufs Kaffeehaus zu haben; aber ich muß es wohl nicht gehabt haben. Und als ich die Ehrentäuler dahin lockte, zog ich mir bald den Haß der Frauen zu, die mich nicht mehr in ihr Haus einluden. Und vielleicht mit Recht; denn die Ehe ist ein Leben unter vier Augen.

Kamen die Herren wirklich, so waren sie oft so voll von ihren häuslichen Angelegenheiten, daß ich erst ihre Sorgen anhören mußte, über Mägde und Kinder, Schulbesuch und Examina. Dadurch fühlte ich mich in fremde Familienangelegenheiten hineingezogen; und ich hatte mich doch absichtlich von meinen eigenen Familienangelegenheiten freigemacht. Näheren wir uns schließlich den großen Fragen, so sprach sehr oft Einer, während der Andere mit niedergedrückten Augen auf die Replik wartete; dann sprach er eine Weile von seiner Sache, gab aber keine Antwort. Oder Alle sprachen, wie von Dämonen besessen, auf einmal, ohne daß Jemand zu verstehen schien, was die Anderen meinten. Eine babylonische Verwirrung, die mit Geduld endete; es war eben unmöglich geworden, einander zu verstehen.

„Du verstehst ja gar nicht, was ich sage!“ Das war der gewöhnliche Rothschrei. Jeder hatte im Lauf der Jahre eben den Worten neue Bedeutungen beigelegt, alten Gedanken neue Werthe gegeben. Auch wollte man nicht mit seiner innersten Ansicht herausrücken; die war Berufsgeheimniß oder enthielt die Gedanken einer geahnten Zukunft, auf die man eifersüchtig war.

Wenn ich von einer solchen Kaffeehausbegegnung nach Hause ging, fühlte ich jedesmal das Unfruchtige dieser Ausschweifungen, bei denen man eigentlich seine Stimme hören und Anderen seine Ansichten aufnützigen wollte. Mein Gehirn war wie zerrissen oder wie ausgewühlt und mit Unkraut besät, das fortgeschafft werden mußte, ehe es keimte. Und wenn ich in die Einsamkeit und das Schweigen heimkehrte, fand ich mich selbst wieder, hüllte mich in meine eigene geistige Atmosphäre, in der ich mich behaglich fühlte wie in guttühenden Kleidern; und nach einstündigen Meditationen versank ich dann in die Verächtung des Schlafes, von Wünschen, Begierden, Willensregungen befreit.

So stellte ich allmählich meine Kaffeehausbesuche ein, übte mich in der Kunst, einsam zu sein, verfiel wieder der Versuchung, zog mich aber jedesmal besser geheilt zurück, — bis ich schließlich einen großen Reiz darin fand, das Schweigen zu hören und auf die neuen Stimmen zu lauschen, die man da vernimmt.

Stockholm.

Aug.: Strindberg.



## Die Primitiven.

Das Weltbürgerthum in der Kunst, das Goethe am Schluß der Einleitung in die *Propyläen* empfahl, haben wir in den hundert Jahren, seit er seine Ansichten über rationelle Kunstbethätigung dem Mißverständnis der Zeitgenossen preisgab, wohl erobert. Nicht auf dem Wege, den er meinte, freilich; und in einem Umfang, der den Weisen erschreckt hätte. Es giebt kaum noch ein Land der Erde, dessen Kunst uns verschlossen geblieben ist. Wir sind in China und Japan wie in Griechenland und Italien zu Haus. In unserer Aesthetik ist die Bronze der Venin-Neger der Schnitzerei der Eskimos benachbart, der marmorirte Batif der Javaner hängt neben Indauerbeden, neben kopfischen und neben frühromanischen Stoffen. Assyrische Reliefs vertragen sich friedlich mit mexikanischen Ornamenten, Waffen der Malaien mit Kongo-Potereien; und wir finden es nicht unter unserer Würde, frühchristliche Mosaiken mit heidnischen Dingen zu vergleichen. Verhehlen wir uns nicht, daß der Meister, der den Aufsatz über Laokoon schrieb, diesen Fortschritt bedenklich gefunden hätte, obwohl er dem Anfang dieser Bewegung, den er miterlebte, durchaus nicht feindlich gegenüberstand. Denn man kann den Beginn dieser Bewegung, so merkwürdig es klingt, wohl von der Entdeckung herleiten, aber die der alte Goethe noch begeisterte Worte fand: von der Entföhrung der Reste der Parthenonskulpturen, die Lord Elgin nach London brachte, von dem Erfay des Laokoon durch Pjzias.

Vorher hatte man in den Griechen Etwas wie eine Generalform für die Schönheit gesehen, einen Zustand, der in dem Zeitalter des Praxiteles geschaffen wurde und an dem man die vollkommene Menschlichkeit, das auß Haar abgewogene Gleichgewicht zwischen Natur und Künstler bewunderte. Diese blinde Begeisterung verneinte den Werth der Entwicklungsgeschichte und nahm die möglichst getreue Nachahmung dieser Kunst, die auf der Mess r-schneide ba'anzierte, für das einzige Heil der Spätgeborenen. Des Pjzias unendliche Ueberlegenheit über diese Zeit beruhte nicht nur in der stärkeren Gestaltung, in der Bezwingung unverhältnißmäßig größerer Massen, sondern auch in der offener erwiesenen Synthese. Noch klingt in den Parthenons die ehrwürdige, Alles gebärende Baukunst der ägyptischen Plastik. Der zum Gott gebildete Mensch ist hier noch nicht unser Ebenbild geworden. Ein Höheres als der Zusammenklang gefälliger Zufälle bildet seine Schönheit, ein Uebermenschliches, das über des Fleisches Rundung triumphirt und die Macht des Gesetzes bezeugt, — größer, überzeugender als unsere Naturerkenntniß, ewig. Ein größerer Werth, weil er offen bleibt, zum Anschluß einladend. Wer könnte von dem Hermes des Altertinum, von dem Apollo des Belvedere oder von der kapuanischen Venus in Neapel das Selbe sagen?

Es sind natürliche Dinge, schön, weil eine schöne Seite der Natur genommen wurde, angenehm, wie uns die Menschen angenehm wären, die hier Modell standen. Aber wir gleiten in der Betrachtung dieser Dinge nicht ganz in das Himmelreich des Künstlerischen hinüber, in dem der schöne Mensch nicht mehr ist als ein häßlicher Affe.

Mit dem Raub des Lord Elgin wurde ein Element dieser rückschreitend vorwärts bringenden Aesthetik gegeben; aber zwei Generationen mußten sterben, ehe man weiterschreiten konnte. Das neunzehnte Jahrhundert hatte Alles zu erobern und es fing nicht mit dem Anfang an. Die Künstler waren Maler; und wer wollte ihnen verdenken, daß sie zunächst nahmen, was ihrem Handwerk noththat? Aber schon in den ersten Jahrzehnten rührt sich der präpraxitelische Trieb. Ein matter Niederschlag war das Beginnen der ersten Präraffaelliten, unserer Nazarener, die bei aller Verwirrung, die Schlegel angedichtet hatte, Etwas von dem Jenseits Raffaels ahnten und nur zu schwach, zu fromm waren, es als Kraft herauszulösen. Bewußter näherten sich die Jünger Ruskins den Primitiven, aber die Rossetti und Burne-Jones sahen in Florenz nur das Kostüm der Zeit vor Raffael, wohl geeignet für den englischen Stil; allenfalls einige Gedanken, wiederum eine Frömmigkeit, nicht viel besser, nur anspruchsvoller als die der Nazarener. Das Unsterbliche Giotto's, das Phidias'sche in dem Meister des Campanile ahnten sie nicht.

Es hat der unendlich verzweigten, opfermuthigen Naturtreue moderner Kunst bedurft, um das lebendige Gefühl für die größten Epochen der Kunst zu gewinnen. Burne-Jones konnte uns höchstens lehren, gering von den Frühflorentinern zu denken. Nicht in London, sondern in Frankreich entstand ein würdiges, fruchtbares Präraffaellenthum. Nicht Blake, den man soeben in London gefeiert hat, sondern Ingres erfand es; er sah es, mußte man sagen. Ingres war kein Aesthet in dem englischen Sinn des Wortes. Seine unbegreifliche Durchdringung der Natur mit einer Spatkunst, die die Welt mit einem spigen Bleistift wiederzugeben vermochte, errang den Taft Raffaels, aber hielt den Blick auf Giotto gerichtet. Und in der selben Zeit vollzieht sich zum ersten Mal in leidhaftiger Form die Annäherung zwischen zwei bis dahin ganz entgegengesetzten Begriffen: Primitiv und Griechisch. Die Obeliskten von Ingres scheinen eben so sehr griechische Frauen, in einem einfachen, beschränkten Material dargestellt, wie die Statuen des alten Hellas Göttinnen zaubern. Verfolgt man die französische Kunst zurück, so erscheint Ingres nur als Fortsetzer einer längst der Rasse geschenkten Gabe. Hier sei nur an Poussin gedacht, den gewaltigen Komponisten des Lichtes. Es fehlt nicht an Leuten, die noch viel weiter zurück das Griechische in den Franzosen entdecken möchten. Der jetzt im Louvre, in der herrlichen Ausstellung französischer Primitiven unternommene Versuch, für Frankreich eine von Van Eyck unab-

hängige Ahnenkette zu finden, ergiebt mindestens mit Bestimmtheit, daß hier schon vor dem Meister des Genter Altarwerkes eine hohe Kunst geblüht haben muß, die sich aus den Banden der Byzantiner zu einer starken Naturdarstellung erlöste. Mit großer Geschicklichkeit hat Henri Vouchot im Verein mit anderen Gelehrten die erreichbaren Werke frühfranzösischer Kunst aus allen Ländern, von dem sagenhaften Girard d'Orléans, der um 1359 blühte, bis zu Clouet zusammengebracht. Wenn die Darbietung an Werth nicht an die brügger Primitivenausstellung vom Jahr 1902 heranreicht: die Ueberschätzung ist hier noch größer, wo man zum ersten Mal gewisse bisher schwer bestimmbar Meister, die man den Flamen, ja, selbst Italien zuschrieb, zusammenfindet und als individuelle französische Künstler erkennt. Wenn es dem großen Fouquet, dem Van Eyck Frankreichs, bis dahin noch an Lorber gefehlt haben sollte: aus dem Pavillon Marfan des Louvre geht er als einer der größten Meister aller Zeiten hervor. Ein halbes Duzend bedeutender Gemälde sind ihm mit großer Wahrscheinlichkeit zuerkannt. Darunter außer den bekannten Louvre-Portraits Karls des Siebenten und seines Kanzlers, außer dem antwerpener Mann mit dem Pfeil und dem herrlichen Portrait der Vechtenzengalerie in Wien — zwei Bildern, die man nur schwer den anderen zugesellen kann — vor Allem das berühmte Diptychon der Kathedrale von Melun, das seit dem achtzehnten Jahrhundert zum ersten Mal wieder zusammengezeigt wird. Der eine Flügel ist die köstliche blaue Jungfrau mit der festen Brust, von rothen Engeln umgeben, zu der Agnes Sorel Modell saß, aus dem antwerpener Museum; das andere unser berliner Bild, der prachtvolle Donator, Etienne Chevalier, ein verkleinerter Karl VII. mit dem Heiligen. Dieses tritt trotz der monumentalen Gewalt der beiden Köpfe weit hinter das andere zurück und zeigt, da es hier lequemer als in Berlin hängt, das Bedenkliche der gar zu gründlichen Reinigungsmethode unseres Museums. Der Heilige sieht in dieser Umgebung merkwürdig verkleinert, sein Kleid wie lackirt aus. Die größte Ueberschätzung bringen die zehn Bilder des eben erst kunstgeschichtlich wiedergeborenen Meisters, der in Ermangelung näherer Daten Le Maitre de Moulins genannt wird und dessen Werke bisher meist für flämisch gehalten wurden. Ob die zehn Bilder wirklich alle unter einen Namen gehören, scheint mir unsicher; jedenfalls aber sind sie französisch, denn die Zugehörigkeit zu dem Kreise Fouquets springt in die Augen. In dem Hauptstück, einem Triptychon aus der Kathedrale von Moulins, scheint das Mittelbild, eine von Engeln umgebene Jungfrau mit dem Kinde, unverhältnißmäßig geringer als die beiden Flügel; wenigstens entstellt der bäuerisch gemalte, regenbogenfarbige Sonnenkreis, vor dem die Jungfrau steht, die dürftige Komposition. In den beiden Flügeln dagegen sind die Heiligen, in ganzer Figur, von sehr starker Wirkung; zumal die Heilige Anna des rechten Flügels

ist fabelhaft gezeichnet. Der reiche Hintergrund sticht merkwürdig gegen das Mittelstück ab. Sprache nicht die nicht anzuzweifelnde Zusammengehörigkeit der drei Bilder dagegen, so möchte man das Mittelstück dieses Werkes einem anderen, viel geringeren Meister zuschreiben. Auf der Höhe der Flügel steht die Perle des Cyclus, die Heilige Magdalena mit einer knienden Stifterin, von einer Plastik der Gestaltung, einer Natürlichkeit in den Physiognomien und einer Farbenpracht, daß man den schnellen Entschluß der Louvre-Kommission, die das Bild aus englischem Händlerbesitz gleich nach der Eröffnung der Ausstellung erwarb, leicht versteht. Mir ist eine Geburt Christi des selben Meisters wegen ihres ganz intimen Reizes noch lieber. An der Krippe knien Maria und Joseph; die Maria mütterlicher, sinniger, zärtlicher als die berühmte Fouquet-Madonna, Joseph ernst und nachdenklich, ohne die starre Pose der Blumen. In respektvoller Entfernung kniet der Stifter, Jean Rolin, Beichtvater Ludwigs des Elften. Hinten ist die Szene halb offen, eine Art Zaun schließt den Stall bis zur halben Manneshöhe, oben begrenzt von einem Stück schrägen Daches. Ueber den Zaun lehnen sich zwei Hirten, die eifrig das Ereigniß besprechen. An ihnen vorbei gleitet der Blick auf eine entzückende Landschaft. Wunderbar sind die Personen gruppiert, sowohl in den Raum, den sie glänzend eintheilen, wie in die Psychologie der Handlung. Ein großer Takt statet die drei Gruppen des Bildes, die Familie, den Stifter mit seinem drolligen Hund, die Hirten, mit ganz verschiedenen Nuancen aus, wie es die Handlung erfordert. Voru die Eltern sind ganz in sich gekehrt, sie haben nur Augen für das Kind; aber keine flau Dramatik bestimmt ihre Haltung, sondern sie bleiben ganz natürliche Menschen mit persönlicher Atmosphäre. Für den Stifter wird bei aller Bescheidenheit seiner Pose eine vornehme Konvenienz gefunden, die ihn nicht allzu eng an dem Vorgang beteiligt. Sein kleines Händchen, das gravitätisch in den Falten des Mantels liegt, bestätigt den Ton respektabler Würde. Die Hirten endlich geben das Volk, den populären Rahmen für Maria und Joseph. Ihre Betheiligung ist noch ganz im äußerlichen Vann des Ereignisses und treibt zu lebhaften Gesten. Daß sich das Christkind mit den beiden entzückenden Engeln, die den Eltern gegenüberknien, den Blicken des Stifters und der Hirten entzieht, ist sehr fein erfunden. Auch dieses Bild giebt deutlich die Eigart der Franzosen. Was von der Schule Van Eycks in ihm wirkt, ist das Selbe, was in Fouquet von Van Eyck herkommt. Man darf es nicht ohne Weiteres vlämisch nennen. Nicht das allgemein Vlämische wirkte auf die Großen unter den französischen Primitiven. Man findet in Fouquet nichts von der Episode des Genter Altarwerkes, nichts von dem rein Traditionellen des Vorbildes. Nur die mächtige Naturauffassung Van Eycks hat Fouquet gegeben; das Massige seiner Männer, wie des genter Stifters und des Mannes mit den Reifen



in Verlin, des Arnolds in Rohoon uho noch mehr als in beiden Bildern im Louvreilde des großen Blamen. Auch das Christkind ist annähernd erhalten geblieben. Ganz eigenartig dagegen ist der Frauentypus Fouquets und seiner Schule. Agnes Sorel ist eine Französin, fast eine Pariserin. Sie bleibt es in den Bildern des Maître de Moulins und seiner Nachfolger bis zu Clouet, der sie in kostliche Gewänder kleidet. Und rein französisch ist der Geschmack in der Anordnung der Bilder. Der Vergleich der besprochenen Anbetung der Hirten mit dem berühmten Van der Goes in den Uffizien drängt sich auf, zumal das Bild früher dem niederländischen Meister zugesprochen wurde. Man könnte gerade so gut ein modernes echt französisches Bild einem echt deutschen Zeitgenossen zuschreiben. Die Pracht des Riesenbildes in Florenz ist unvergleichlich. Die drei Hirten werden mit der Gewalt eines Orkans zu der stillen Krippe getrieben. Es dröhnt von Posaunen in diesem Mysterium und man kann darüber leicht die stillere Musik des französischen Bildhens vergessen. Aber trotzdem der Franzose wohl zur selben Zeit wie Van der Goes malte, ist uns seine Kunst verhältnißmäßig näher; gerade uns Heutigen, die wir viel weniger Kraft als die Alten haben und deshalb für größte Dekonomie sorgen müssen. Nur die Kraft hält den Van der Goes zusammen; ihr Sieg ist so glänzend, daß man selbst ihre Noheit verehrt und das Ungeordnete dieser Wirkung schön findet. Nur die Weisheit einer unendlich größeren Harmonie giebt den Reiz des französischen Bildes; das wohlthuende Verhältniß zwischen allen Theilen, die Logik in der Wahl der Größen und der Verteilung der Massen, der merkwürdig glückliche, übrigens ganz allein stehende Abschnitt, vor Allem aber die ganz persönliche und dabei unendlich taktvolle Empfindung für Natur.

Allen, die diese Ausstellung nicht sehen werden, empfehle ich sehr dringend das große Werk von Deuchot: *L'Exposition des Primitifs français*, das hundert der besten Bilder in schönen Heliogravüren bringt. \*) Man kann mit Sicherheit einen schönen Gelehrtenstreit als Folge dieser Ausstellung voraussagen, zum Beispiel um Nicolas Froment, dessen Hauptbild aus den Uffizien, das manche der heutigen Zuschreibungen wohl in Frage stellen würde, leider fehlt. Zumal um die ziemlich willkürlich seiner Schule zugeschriebene Pieta von großen Dimensionen aus dem Hospiz von Billeneuve-les-Avignon, mit dem ungeheuerlich ausgebreiteten Zeichnam und den streng architektonisch gebauten Figuren der Jungfrau, des Johannes, der Magdalena und des ganz außerhalb bleibenden Stifter's. Man denkt an alle Schulen und Zeiten, wo das Schema Gesetz war, und findet nichts von gleicher Allmacht, von gleicher Naturkraft im Stil. Manche Bilder, wie dieses gewaltige Werk, werden auf

\*) Librairie Centrale des Beaux Arts, 13 Rue Lafayette, Paris. 150 Francs.

der Ausstellung französisch genannt, weil man ihnen keine rechte Bestimmung geben kann. Bei anderen, zweifelhaften, fällt die Kontrolle schwer, weil die Beweisführung sich mit Vorliebe der Miniaturen bedient; und diese fehlen leider zum unmittelbaren Vergleich. Eine Menge schöner Bücher sind in der Bibliothek ausgestellt. Das Beste und für die Bestimmung Wichtigste, vor Allem Fouquets Miniaturen und die Très Riches Heures du Duc de Berry, ist in Chantilly geblieben. Trotzdem ist der Zweck vollkommen erreicht. Auch wenn man vieles Zweifelhafte wegstreicht, bleibt eine wunderreiche frühe Kunst, die in überzeugender Weise gewisse Vorzüge der Franzosen offenbart. Dem Freunde moderner Kunst werden hier die werthvollsten Aufschlüsse, wenn er sich weniger darauf erpicht, möglichst weit in die Vergangenheit zurückzugehen, sondern sich begnügt, etwa von Fouquet an vorwärts zu schreiten. Alles, was mit Ingres zusammenhängt — und Das ist mehr, als der Kunstgeschichte noch vor zehn Jahren schien —, findet hier der Bewunderung würdige Ahnen. Scheinbar fehlt das Griechenthum der neueren Franzosen. Aber der Schein trägt. Hätte man die frühe Plastik, von der nur wenige, freilich vortreffliche Stücke ausgestellt sind, in größerem Umfange zugezogen, so wäre die Darlegung noch beweiskräftiger geworden und hätte zu einer deutlichen Erkenntniß des antiken Elementes geführt. Dieses muß man dazuthun, um den ganzen Ingres zu finden. Aber das Mark in ihm, die oft geschmähte Härte, kommt von Fouquet und Clouet her. Es giebt ihm die Ueberlegenheit über die deutschen Klassizisten der selben Zeit und über Alles, was die Liebe zu den Griechen in England und anderen Ländern entstehen ließ. Ingres' größter Konkurrent um die erste Stelle im Kunstreich, sein Gegenpart, der neben ihm wie Feuer neben Eis wirkt, Delacroix, scheint nichts von den Primitiven zu haben. Und doch ist der Weg nicht so weit, wenn man von Fouquet ablieht und von Clouet nur das wunderbare Meisterwerk nimmt, die Elisabeth von Oesterreich im Louvre, eins der malerischsten Bildnisse aller Zeiten, das schon den großen Velazquez voraussetzt. Und deutlich ist in Delacroix die selbe, allen großen Franzosen angeborene Sehnsucht nach der Antike. Es war die Sehnsucht eines Rubensschülers, eines großen Enthusiasten, der das zärtliche Farbenspiel der Meister des achtzehnten Jahrhunderts veredeln, vergrößern wollte.

Beide, Ingres und Delacroix, sind Sammler, wie sie nach oder vor großen Epochen zum Glück der Menschheit entstehen. Sie enthalten Alles, was der französische Genius vor ihnen schuf, und kondensiren es zu einer zeitgemäßen Form, die den Nachkommenden nützlich wird. Aus Beiden entspringt die moderne Kunst der Franzosen; und so weit sie nicht lediglich an der Palette haftet, ist sie von jenem frühgriechischem Geiste, der vom Rhythmus der Formen handelt. Schon die unmittelbaren Vorgänger zeigten den Stil. Auf der einen Seite erdichtet Prudhon die herrlichen Zeichnungen in Chantilly,

in denen das Köstlichste Poussins wiederkehrt; auf der anderen Seite malte Géricault die gewaltigen Bildnisse und bleibt wiederum dem Geiste Prudhons, den er kopirte, und Poussin nah, dem er das zarte Spiel so mancher Zeichnung, die der Medusenbarke vorausgeht, entnimmt. Aus der Medusenbarke wird die Dantesbarke von Delacroix und zugleich der Schwung Daumiers, der griechische Umrisse erfand, während er seine Zeitgenossen mit grotesken Karikaturen verspottete. Griechisch ist Millet, der nächste Nachfolger Daumiers, der Bauer und Bauernmaler. Was seinen Gestalten den Umriß der Ewigkeit, seinen Zeichnungen loser Art das zärtlich Knospende verleiht, wuchs nicht im Walde von Fontainebleau. Corot nicht weniger, der Corot, der nicht nur zart, sondern kaumstark sein konnte, Van der Meer und Giotto besaß, der Unergründliche unter den Besten, die je in Frankreich gemalt haben, der Rembrandt unserer Zeit, wenn wir je wagen dürfen, Einem von uns diesen erlauchten Namen zu geben. Er machte die moderne Landschaft — oder besser: die Lust über der Landschaft —, sammelte alle Geheimnisse der Atmosphäre, die Rembrandt entdeckt hatte, war der letzte Zauberer vor dem Beginn einer neuen Zeit. Die Generation von 1870 baute auf seinem Fundament weiter. Man konnte neulich bei Durand Ruel in der Ausstellung eines der bescheidensten Künstler dieser Generation, des vor Kurzem verstorbenen Bissarro, verfolgen, wie sich in den sechziger Jahren das Handwerk der Modernen an Corot bildete. Niemand, nicht nur Bissarro nicht, vermochte ihn zu erreichen; die Zeit strebte nach anderen Dingen. Aber nur scheinbar verschwand das Griechenthum des Glücklichen, der sich am Liebsten im Reigen der Nymphen zeigte, aus der Kunst der Folgenden. Den lyrischen Zauber der Mondscheindichtungen Corots verdrängt das Animalische des großen Courbet. Man sprach von Realismus und entdeckte Franz Hals. Und trotz Alledem: wer erkennt heute nicht in Courbet den Monumentalkünstler vom Schlage des großen Géricault, der seine Portraits mit gewaltigem Pinsel aus der Natur heranzholte und gerade deshalb ihnen die Macht der Antike gab? Wie Géricault seine Reiter, so malte Courbet seine Landschaften; und seine besten Figuren rufen den früh gefällten Riesen zurück, der in Géricault starb. Die „Steinklopfer“ sind jetzt für die dresdener Galerie erworben worden; wenn ich nicht irre, ist der erste Courbet, der in ein deutsches Museum kommt. Die Deutschen, denen der Meister schon einmal, kurz vor dem Kriege mit Frankreich, die Augen öffnete, können auch heute noch Alles von ihm lernen, zumal das schwierige Experiment, ein Realist und der Antike zugethan zu sein; Figuren so schlicht zu geben wie diese Steinklopfer und sie doch so groß zu bauen, daß sie zu griechischen Reliefs werden. Courbet drang auf Verbreiterung des Mittels, um zur größeren Fläche zu gelangen. Manet machte aus dem breiten Pinselstrich seinen Stil. Er skizzirte Monumente. In Coutures, seines Lehrers

Atelier, arbeitete Puvis de Chavannes und unser Feuerbach. Puvis lernt an Chaffériau, dem Ingres-Schüler, die Flaueheit Coutures überwinden und lehrt über Giotto zum reinen Griechenthum zurück. Die Jugend aller Richtungen in Frankreich, mag sie von Monet oderegas oder Cézanne herkommen, sorgt dafür, die Eile, mit der Puvis zürückgriff, zu mildern und nachzuholen, was der Meister auf dem Wege vergaß. Die Bonnard, Maurice Denis, Roussel und viele Andere bauen an dem Kunstwerk im Geist Poussins, so schön und wirksam, wie es die Zeit vermag.

So steht es in allen Künsten Frankreichs, wenn man sich an die Vornehmsten hält. Rodin, der Nachfolger der Barthe und Carpeaux, bildet auf dem Gipfel seines Impressionismus die Viktor Hugo-Gruppe, eine begeisterte Erinnerung an die Giebelfiguren des Parthenon. Nie wurde Phidias tiefer erfaßt. Selbst der Unsterbliche, der die stolzen Körper auf die Medici-Särge baute, drang nicht in den reineren Rhythmus der Antike; er blieb Italiener vor der griechischen Kunst. Alle Nachfolger sahen immer nur den Umriß der Alten, zuletzt, wie bei uns in Deutschland, eine unsäglich mißverständene Geste. Rodin berührt das Fleisch und Blut der Griechen; er faßt den Moment vor der Bildung der berühmten klassischen Form, vor der Erstarrung. Aber seine Alles gebärende Hand bringt, während die ganze Geschichte der französischen Plastik in seinem Werk wieder auflebt, das Chaos hervor. Er kennt das Mittel, nicht den Geist der Antike. Auch die Allmacht griechischer Formen dient seiner Hand nur zu einer Vergrößerung des Persönlichen, mit allen Schrecknissen seiner Schönheit. Aus diesem Aufsturz geleitet uns Maillol, der Bildhauer der französischen Jugend, zur Ruhe zurück, von der Fülle zum Einfachen, aus dem Tollen der Leidenschaft zum erquickenden Frieden. Man denkt bei seinen Gestalten an die frühesten Vorgänger des Phidias.

Dieses Eindringen in die Alten, das sich auch in der Literatur der Franzosen seit Flaubert deutlich zeigt, verändert sehr merkbar den nüchternen Standpunkt unserer Großväter, die den Griechen archäologisch, philologisch oder philosophisch nahezu kommen suchten. Der Umweg, der auch uns, nicht nur den Franzosen, das Griechenthum wieder erschloß, giebt Mancherlei zu denken. Erst seit der Wiedereroberung der Natur, die uns gerade durch die Abhängigkeit von der Antike verloren gegangen war, nähern wir uns wieder den Griechen. Ueber Courbet, Leibl, Monet, Liebermann sind wir in das Zeitalter des Perikles gelangt und wahrscheinlich wird die Freude daran jetzt von längerer Dauer sein, weil sie widerstandsfähig geworden und nicht mehr in der Gefahr ist, durch Reaktionen auf die allzu schwache Hingabe zerstört zu werden. Wir stehen den Alten harmloser, wärmer, weniger als Verehrer, mehr als Liebhaber gegenüber, beten sie nicht mehr aus der Entfernung an, sondern freuen uns, ihren Rhythmus mit den Nerven zu fassen. Diese Aenderung der

Beziehungen kommt in der Literatur über Kunst zum Ausdruck. Vor wenigen Wochen ist in Paris unter dem Titel „Le Musée“ eine Zeitschrift für die Antike gegründet worden, die ungefähr diesen Standpunkt einnimmt. Nicht nur findet der Geschmack des Modernen am archaischen Griechenthum in den Abbildungen reichliche Nahrung; auch das die Bilder begleitende Wort sucht den Leser auf den ästhetischen Kern der glorreichen Kunst zu lenken. In dem ersten Heft findet man nicht nur Studien von Gelehrten, sondern zwei der bedeutendsten Künstler des heutigen Frankreich, Rodin und Carrière, erscheinen als Schreiber an erster Stelle und ihre Sätze, zumal Rodins einfache, aber weitgreifende Worte geben dem Verständnis feste Stützen.

Auch bei uns beginnt diese natürliche Betrachtung ohne alle Apparate, aber sie wagt sich noch nicht recht hervor, befindet sich noch in der Unklarheit der ersten Anfänge, so viel der Gelehrten sind, die sich um die Antike bemühen, und so groß der Reichtum ist, der ihrer Arbeit verdankt wird. Uns fehlt, bei aller ungeheuerlichen Detailforschung, in deren dunklen Gängen der normale Mensch sich nur mit Mühe zurechtfindet, die große Gesamterfassung; und dazu kommt, daß die zeitgenössischen Schöpfungen deutscher Kunst den Anschluß nicht erleichtern. Das münchener Griechenthum ist mehr als verdächtig; Stuck maskirt damit seine sündige Seele, ohne aber das Holde der Vorbilder sehen zu lassen. Hildebrand könnte Vortreffliches über die Griechen sagen; seinen ernstern Werken fehlt das Fließende seines französischen Partners; die Lehre schmeichelt nicht, die seine Steine berichten. Der ihm nahe stehende Kreis in Italien erzogener Bildhauer hält sich mehr an die Renaissance als an die Antike. In unserer Literatur wiederum fehlt das Gegenstück zu den französischen Erweckern der Daphnis und Chloë-Legende, wenn man nicht etwa gräßliche Spielereien dafür nehmen will. Solche Spielereien haben wir hier auch in der Kunst. Seit unsere jungen Maler gelernt haben, Ornamente zu machen, sind die frühesten Epochen der Kunst neue Mode. Man malt Sphinxen wie früher von der Sonne beschienene Kühe. Im Holland Toorops wurde Egypten entdeckt. Glasgow mit den Macintosh und Macdonald folgte. Dann kam Wien an die Reihe. Hier lehrte man die Pharaonen Straußens Walzer tanzen. Von Wien eroberte die Sphinx das Möbel träumende Deutschland. Skandinavien hat längst seine malenden und maßelnden Egyptologen, Willumsen und viele andere. Und selbst den äußersten Osten Europas scheint die Erinnerung an die Nilbauten zu einer Moderne zu erwärmen. Wenn man die letzten Jahrgänge der schönen Zeitschrift „Mir Iskousstva“, des „Pan“ der Russen, durchblättert, erscheint die petersburger wie ein Borort der wiener Sezession.

Das Alles sagt mehr von der Beweglichkeit des Zeitgenossen, von der Vollkommenheit seiner Verkehrsmittel als von der Intensität seiner Liebe

zu den Alten. Man muß erwarten, daß es überall so gehen wird wie in Wien, wo die Sphinxen als verbrauchte Requisitionen auf den Speicher wandern mußten, nachdem man sich von ihrem geringen Werth für moderne Wohnungseinrichtungen überzeugt hatte. Das „Überwinden“ ist leicht, wenn die Ziele so klar und einfach gefaßt werden wie von der Jugend, die uns mit neuem Mobiliar beglückt. Nur entsteht die Gefahr, daß die Geschwindigkeit, mit der man sich der Kurve zur Stillbewegung nach gethauer Arbeit entledigte, auch dazu dient, die Kunst überhaupt zu überwinden und uns eine Kultur zu beschaffen, in der ein gelungener Stuhl wie ein geniales Kunstwerk erscheint und die Kunst als solche zu den Sphinxen auf den Speicher verbannt wird. Das einzige Land, das diesen Sokuspokus nicht mitmacht, ist wieder einmal Frankreich. Man hat ihm daraus eine trübe Zukunft Weissagen wollen, hat, nur, weil kunstgewerbliche Zeitschriften hier ungemein wenig erspriechliches Material für ihre modernen Leser finden, das bevorstehende Ende der lateinischen Kultur schon greifbar deutlich vor sich gesehen. Die Glücklichen, die hier leben dürfen, empfinden das Fehlen der pariser Kunst in der modernen Stillbewegung wie himmlische Wohlthat und freuen sich, daß der Modern Style schon glücklich bei Dufanel, dem Wertheim von Paris, geendet hat, während die Kunst ihre Sonnenlaufbahn fortsetzt. Wilden Blickes erwartet die Wunderstadt den Moment, wo wieder einmal die Zeitgenossen mit definitiv geleerten Händen an die Seine ziehen, um ein Wenig Schönheit in die entlaubte Heimath zu tragen.

Es giebt also zweierlei Griechenthum in der modernen Aesthetik: eins, das zur Möbelkultur führt, und ein anderes, das sich mit Phibias beschäftigt. Für dieses ist man in Deutschland immer noch auf den Archäologen als Deuter unserer Museumschätze angewiesen und Alles, was unseren Künstlern an lebendiger Thatkraft für die größte Sache der Menschheit abgeht, scheint das dürre Feld der Wissenschaft mit köstlichen Blumen zu zieren; so gewaltig viel haben die Nachfolger Windelmanns für die Entdeckung der Griechen gethan. Der größte Fortschritt in unseren Tagen gelang Furtwängler, dem Erhalter und Förderer der münchener Glyptothek, einem der wenigen Gelehrten, die nicht nur mit der Gelehrtheit, sondern mit Künstlerinstinkt arbeiten. Vor zehn Jahren wagte er in seinem großartigen Buch über die Meisterwerke der griechischen Plastik einen Aufbau der uns theuersten Gestalt der Alten und gab damit dem Sinn, der zu den Griechen will, die beste Stütze. Man könnte ihn den Physiologen unter den Forschern nennen, einen lähnen Operateur unter den beschaulichen Doktoren, die mit mehr oder weniger wirksamen Rezepten den geschundenen Leib der Antike zusammenkliden. Er ahnt die Anatomie der göttlichen Gestalten und nimmt die Archäologie nicht als Selbstzweck, sondern als Mittel, um ästhetische Resultate zu sichern. Jetzt hat er uns in Gemeinschaft mit Reichhold ein neues Werk geschenkt,

dießmal über die uns nächst der Plastik liebste Kunst des alten Hellas: die Vasenmalerei.<sup>\*)</sup> Es ist, so viel auch schon darüber geschrieben wurde, das erste Werk, das dem Gegenstand gerecht wird, weil es zum ersten Mal getreue Kopien bringt, statt der grotesken Karikaturen, mit denen die bekannten Handbücher und Tafelwerke ausgestattet sind. Reichhold hat diesen wesentlichsten Theil der Aufgabe, die Herstellung der Zeichnungen, in glücklicher Weise ge'th. Mit der Genauigkeit allein war es nicht gethan, da es galt, den eigenthümlichen Zustand der Vasenflächen auf ein fremdes Material, das Papier, zu übertragen, gewisse dem Verständniß unentbehrliche Ergänzungen oder — besser — Verdeutlichungen schwer sichtbarer Stellen auszuführen und die Flächen so aufzurollen, daß sie leicht übersichtlich wurden. Bei der ungeheuerlichen Arbeit, wie sie, zum Beispiel, gleich das erste Blatt, die mit unzähligen Figuren bedeckte Francois-Vase in Florenz, das glänzendste Werk des archaischen Stiles, mit sich brachte, scheinen die vier Jahre, die die Herausgeber bis zur Vollendung der letzten Lieferung gebraucht haben, nicht zu viel. Die Auswahl hat Furtwängler mit gewohntem Verständniß getroffen; und zwar so, daß jede der sechs Lieferungen einen Querschnitt bedeutender Entwicklungsperioden der griechischen Vasenmalerei vom archaischen Stil bis zu den jüngeren Epochen darstellt. Zur Illustration dienten die berühmtesten Stücke aller großen Sammlungen Europas, natürlich in erster Reihe Münchens. Die Reproduktionen sind in möglichst großem Formot, viele Stücke in natürlicher Größe. Dazu hat Furtwängler einen kunstgeschichtlichen Text geschrieben, der seine Begabung für das Erfassen künstlerischer Eigenart, sein großes Kombinationsvermögen und Wissen immer aufs Neue beweist. Seinem Mitarbeiter Reichhold ist die Darlegung der technischen Fragen zugefallen und die große Sorgfalt, womit der Zeichner bei den vielen Kopien verfuhr, hat viele zum Theil ganz neue Aufschlüsse über die Verfahren der Alten ergeben.

Was dem Werk gerade in diesen Tagen eine weit über den Gelehrtenkreis hinausgehende Bedeutung sichert, ist die reine Kunstformel dieser wunderbaren Blätter. Beard'sley hätte seine Freude daran gehabt. Ich fand ihn einmal in London vor der selben Duris-Vase, die uns Furtwängler abgebildet hat, und sah ihn mit verwegenen Strichen die lästerlichen Satyre zeichnen. Der stinke Stilist des Tages wird vielleicht mancherlei Vortheil aus dem Werke gewinnen. Wir bekommen ganz sicher nach dem englischen, japanischen, belgischen, egyptischen Stil demnächst einen griechischen. Der Freund schöner Dinge, der nicht der raschen Verwendbarkeit des Fundes bedarf, um ihn zu schätzen, wird noch größere Freude daran haben.

Paris.

Julius Meier-Graefe.

\*) Griechische Vasenmalerei, 6 Lieferungen à 40 Mark, Verlagsanstalt Bruckmann, München.

## Das heidelberger Schloß.

**N**auch für den badischen Landtag ist die Gelegenheit gekommen, sich in Kunst-  
sachen unsterblich zu machen. Aber es ist nicht der Kampf um die neue  
Kunst, der ihn beschäftigt, sondern ein Kampf um die alte; es ist die Verthei-  
bigung eines der herrlichsten Denkmale deutscher Kunst gegen die Restaurierungswuth  
der Architekten antiquarischer Richtung und Schule. Man darf sagen, daß der  
badische Landtag sich bisher recht wacker gehalten hat; ob er sich auch so wacker  
halten wird, wenn die Entscheidung über den Ottheinrichsbau endlich fällt, müssen  
wir abwarten.

Der Oberbürgermeister von Heidelberg ist ein tüchtiger Mann. Er wünscht  
alles Gute für Heidelberg, wie es seines Amtes ist. In dem Streite Partei  
zu ergreifen, ist nicht seines Amtes. Er möchte, daß die Ruine erhalten bleibt.  
Aber kann man ihm verargen, daß er das Geschenk der Regierung auch nicht  
zurückweisen würde, wenn die Erhaltung in einem Wiederaufbau oder in einem  
Neubau bestünde? Der Finanzminister Becker beweist, daß an die Stelle der Ruine  
ein Neubau treten müsse; sonst sei sie nicht zu erhalten. Ein Neubau nicht  
nur des Ottheinrichsbau's, sondern auch des Verbindungstraktes von diesem zum  
Friedrichsbau und des „achtgedigen Thurmes“, also der ganzen berühmten Nord-  
ostecke der Ruine. Er beweist es mit Hilfe eines Gutachtens von Sachverständi-  
gen; eines merkwürdigen Gutachtens. Merkwürdig an sich, merkwürdig durch  
seine Entstehung und noch mehr durch die Auslegung, die der Finanzminister  
ihm giebt. Da, fürchten wir, wird der sachkundige Abgeordnete Oblkircher ver-  
gebens seine Stimme erheben, um mit schlagender Beweisführung darzuthun,  
daß das Gutachten ein Parteiprodukt ist; daß es nicht logisch ist, eine Ruine  
erhalten zu wollen, indem man an ihre Stelle einen Neubau setzt, und ein kunst-  
geschichtliches Denkmal erhalten zu wollen, indem man es durch phantastische Zu-  
thaten verfälcht. Denn der Abgeordnete Oblkircher ist kein „Sachverständiger“.  
Vergebens wird der Abgeordnete Benedey darauf hinweisen, aus der Behandlung  
der Frage scheine hervorzugehen, daß nicht die Sache, sondern gewisse Wünsche  
für die Regierung entscheidend gewesen seien, wie bei der Hohlkönigsburg. Denn  
der Abgeordnete Benedey ist kein „Sachverständiger“, sondern ein Demokrat.  
Ich glaube nicht an die Richtigkeit seiner Folgerung: Großherzog Friedrich will  
sicherlich hier, wie von je her, pflichtgemäß nur, was die Sache erheischt. Die  
Wünsche kommen anderswoher: es sind die Architekten, die bauen wollen, und  
einflussreiche Männer, deren Ohr sie gefunden haben. Es sind Architekten, die  
sagen: „Können wir nicht selbst Neues schaffen, so laßt uns wenigstens geniale  
Restauratoren sein!“ Dem Centrumsabgeordneten Fergt blieb vorbehalten, den  
Oberbaurath Schäfer, der den Neubau wahrscheinlich ausführen würde, als ein  
„Genie der Restaurationskunst“ zu feiern. Was ein Genie ist, darüber will  
ich mit dem Abgeordneten Fergt nicht rechten. Aber er gehört dem Centrum  
an, der ausschlaggebenden Partei des Landtages. Das ist wichtig. Vergebens also  
wird der Abgeordnete Weiß seinem Entsetzen darüber Ausdruck verleihen, daß  
man auch den „achtgedigen Thurm“ den Restauratoren ausliefern wolle, der in  
seinem heutigen Zustand das eigentliche Wahrzeichen des Schloßes und der ganzen



Landtschaft sei. Er ist es wirklich. Aber auch der Abgeordnete Weiß ist kein „Sachverständiger“.

Von einem Landtag soll man nicht zu viel verlangen. Du lieber Gott: zur Entscheidung kunsthistorischer und ästhetischer Streitfälle ließen sich die meisten der Herren Landboten doch nicht wählen! Darum bedarf es eben der Gutachten von Sachverständigen. Am Besten mehrerer. Denn eine erste Sachverständigen-Kommission kann irren. Sie ist zu wenig vorbereitet an den Stoff herangetreten, um zu wissen, was nötig ist. Also wählen wir über Jahresfrist eine zweite Kommission, eine besser vorbereitete. Nun sieht die Sache schon etwas anders aus. Doch immer noch giebt es entgegenstehende Meinungen. Der Geheime Oberbaurath Eggert, der Erbauer des frankfurter Bahnhofes mit seinen gewaltigen Eisenkonstruktionen, stellt die sonderbare Behauptung auf, man könne durch eine Konstruktion von Eisenbetonpfeilern die berühmte Fassade in ihrem Bestand erhalten, — falls sie gefährdet sein sollte. Beiläufig bemerkt: eine allererste Kommission, gebildet unter Zugung von guten und vertrauenswürdigen Technikern, hat sie überhaupt nicht für gefährdet erklärt. Das ist aber schon fünfzehn Jahre her; was Alles kann sich in fünfzehn Jahren nicht ändern! Und Manches hat sich geändert, wie die Architekten Seitz und Koch sagen. Wer hat noch nicht von ihnen gehört und von ihren herrlichen, epochemachenden, gewaltigen Bauwerken? Seitz hat inzwischen selbst einen mächtigen Aufbau von Zwillinggiebeln mit drei Geschossen über die Fassade entworfen, nach Merians altem Kupferstich. Die setze man auf die wankenden vier Untergeschosse; denn durch die schwere Belastung von oben wird das Mauerwerk der unteren Fassade gut und sicher festgestellt, wie Professor Nagel lehrt, der Jünger des Oberbaurathes Schäfer. Und Schäfer wird, gemäß den wissenschaftlichen Feststellungen von Seitz und Koch über die ursprüngliche Gestalt des Bauwerkes, die That vollbringen. Aber da ist ja noch Eggert mit seiner entgegenstehenden Ansicht. Ein unbequemer, lästiger Mensch. Gut: er soll sein Projekt ausarbeiten. Er wird schon hereinsinken; und wenn nicht, dann lassen wir ihn hereinsinken.

Wie gesagt, so geschehen. Nach Schluß der zweiten Kommission (eigentlich der dritten), im April 1902, wird Eggert mit der Ausarbeitung seines Vorschlages beauftragt. Er ist am vierundzwanzigsten Juni 1902 damit fertig geworden. Seitdem, bis zum letzten April 1904, hörte man vom Schicksal seines Gutachtens nichts mehr. Aber glaubt ja nicht, daß das Finanzministerium inzwischen geschlafen habe. Freilich: der Finanzminister Buchenberger, der erste Gönner des Projektes von Seitz und Schäfer und der ministerielle Ueheber der ganzen Aktion, ist gestorben. Doch sein Nachfolger Beckler hat in seinem Geist weiter gearbeitet. Beweis: das Konvolut von Gutachten, das er den Landständen im April 1904 zugehen ließ und in der Sitzung der Zweiten Kammer vom einunddreißigsten Mai als das für entscheidend bezeichnete, daß die ganze Nordostecke des Schlosses (mit dem achtseitigen Thurm) aufgebaut werden müsse. In welcher Weise, davon später. Zunächst ist damit Eggerts Entwurf zur Erhaltung der Ruine für hinfällig erklärt. Für die Regierung sei „die Frage erledigt.“ Durch welche Autoritäten?

Eggerts verantwortliche Erklärung über seine Konstruktion sagt, daß der Bestand der berühmten Fassade nur durch Winddruck gefährdet sei. „Das Mauer-

werk ist reichlich stark genug, um seine eigene Last zu tragen.“ Ausgeschlossen ist natürlich, daß eine Bedachung irgendwelcher Art die äußere Haut der Fassade, also das Wesen ihrer künstlerischen Gestalt, vor Verwitterung schützen könnte, so lange man die Fassade nicht selbst in ein Haus stellt und den Schloßhof überdacht. Aber diese Thatsache, so oft sie auch hervorgehoben wurde, wird von dem Finanzminister und von den durch ihn bestellten Obergutachtern hartnäckig ignoriert. Bleibt also wirklich nur der Winddruck. Die Frage ist jedoch, ob das System von Stützen und Verstärkungen, das Eggert hinter der Fassade errichtet, nicht den Bestand der Fassade selbst gefährde und ob es leiste, was es leisten solle. Denn zu behaupten, daß es die Gestalt der Fassade gefährde, deren künstlerische Erscheinung, wäre eine offensibare Unwahrheit. Diese Konstruktion liegt im Innern des Gebäudes und ist von außen nicht sichtbar. Aus der Zeichnung geht hervor, daß der Laie sie auch im Innern kaum bemerken würde, wie er sie ja auf der Zeichnung fast nicht zu entdecken vermag. Daß die Konstruktion aber den Bestand der Fassade gefährde, weil sie etwa die Mauer durch andere Ausdehnungsverhältnisse (bei Hitze und Kälte) sprengen könnte: Das hat Eggert verneint. Man kann natürlich noch weitere Einwendungen machen. Wenn man den guten Willen hat, Einwendungen zu machen, dann sind sie wohlfeil wie Brombeeren. Man kann, zum Beispiel, sagen, Eggerts Konstruktion verhindere nicht das Durchfrieren der Mauer im Winter. Natürlich nicht. Aber erstens stehen Hunderte von alten Mauern aufrecht seit Hunderten von Jahren, obgleich sie durch keine Stützen befestigt sind; und zweitens wäre zu untersuchen, was das Durchfrieren bei bedachten und unbedachten Mauern überhaupt bedeute. Oder man könnte behaupten, wie auch geschehen ist, an der Fassade müßten nach der Ausführung des Projektes von Eggert erneuernde Eingriffe von großer Ausdehnung stattfinden. Das Gegenteil ist die Wahrheit. Aber wir wollen nur zurückfragen: Was wird nach der Wiederherstellung durch Herrn Oberbaurath Schäfer von der alten Fassade übrig bleiben? Sicher nicht allzu viel, wie der Friedrichsbau lehrt, wahrscheinlich viel weniger. Und also wäre es immer noch logischer, gar nichts zu thun, bis die Mauer von selbst einstürzt, und dann erst einen Neubau zu errichten, als uns jetzt schon einen Neubau hinzustellen. Nein: diese Einwendungen, die Eggert sich gewiß schon selbst widerlegt hat, sind durch die Bank unhalbar oder relativ bedeutungslos. Ewig kann natürlich auch Eggerts System den Bau nicht erhalten. Die Fassade wird abbedeln und verwittern, denn dagegen ist überhaupt kein Kraut gewachsen. Die Frage war eben an die zweite Kommission so gestellt — oder wie mans nennen will — gestellt, daß man die gewünschte Antwort, das Bauwerk sei nicht zu erhalten, auf solche Suggestivfrage von jeder Seite bekommen mußte.

Eggerts Projekt wurde nun zunächst der Oberdirektion des Wasser- und Straßenbaus unterbreitet, damit seine technische Richtigkeit geprüft werde. Das war in der Ordnung. Der leitende Kopf der Oberdirektion, Ponsell, eine Autorität ersten Ranges, erklärte das Projekt in rein sachlichem, kurzem und bündigem Gutachten für einwandfrei. Nur etwas stärker müßten die Träger genommen werden, um jedem Winddruck gewachsen zu sein. Damit wäre für Jeden, der nur die Ruine erhalten zu sehen wünscht, die Sache erledigt gewesen. Aber nun kommt das Ungeheuerliche: der Finanzminister holt weitere Obergutachten

ein; zunächst bei den Herren Seitz und Koch. Die Herren Seitz und Koch über Eggert! Ganz abgesehen von ihrer sachmännischen Bedeutung oder Nichtbedeutung sind sie selbst die Urheber des Restaurierungsprojektes und betreiben es seit beläufig zwanzig Jahren mit Hartnäckigkeit auf verschiedenen Wegen. Sie sind also Richter in eigener Sache. Dann folgt das „Obergutachten“ eines Herrn Privatdozenten Kriemler nur im Auszug, als Theil eines Auszuges aller Gutachten, der vom Professor Nagel hergestellt ist. Dieser Auszug ist kostbar; er leistet das Wünschenswerthe an Verdrehung des honsellischen Gutachtens. Wir können also zunächst nicht wissen, was Herr Privatdozent Kriemler wirklich meint. Eggert wird mit Genugthuung Kenntniß davon nehmen, daß Herr Kriemler seinen Vorschlag im Prinzip als richtig bezeichnet hat. In der Praxis dürfen wir dann vielleicht doch Eggert die größere Autorität einräumen. Folgen noch die Obergutachten des Professors Bluntschli in Zürich und des erzbischöflichen Baudirektors Medel in Freiburg. Was Bluntschli betrifft, so stünde sein Gutachten einem Versuch mit Eggerts Vorschlag nicht entgegen, wenn es dem Finanzminister um die Erhaltung der Ruine zu thun wäre. Den erzbischöflichen Baudirektor aber als Obergutachter zu ernennen, war ein geschickter Schachzug, wenn man das Gegentheil wollte. Denn Herr Medel ist ein hervorragender Vertreter der germanistisch antiquarischen Schule; vorauszusehen war also, wie sein Gutachten ausfallen würde. Hat er doch die reizvolle neue Fassade des Römers in Frankfurt a. M. gegen den Plag zu so täuschend herzustellen gewußt, daß jeder Laie sie für echt und alt ansehen wird. Es ist ein anmuthiger Neubau in alterthümlichem Stil. Aber wo ist nun der Römer geblieben, in dem die Kurfürsten des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation einst ihre Beratungen hielten? Das ausschlaggebende Centrum wird im Landtag den erzbischöflichen Herrn Baudirektor vielleicht nicht desavouiren. Daß Nagel als schärfster Parteigänger Schöpfers zu betrachten ist, kann auch der Regierung nicht verborgen geblieben sein. Der Finanzminister hat in seinem eigenen Exposé Nagels neue statische Theorie zu verwerthen für gut befunden, wonach wankende Mauern durch den Aufbau von elf Meter hohen Giebeln befestigt werden. Und eine Sammlung solcher „Obergutachten“ soll den Sachverständigen Eggert widerlegen und die Nothwendigkeit eines Neubaus beweisen?

Ein körperliches Modell in kleinerem Maßstab ist das beste Mittel, um den Laien über das wahre künstlerische Ergebnis eines Bauwerkes zu täuschen. Will man ihn dieses Ergebnis wirklich beurtheilen lassen, dann muß man ein sogenanntes Coulissenmodell an Ort und Stelle errichten; ein Vorschlag, der hier längst gemacht wurde, gut ausführbar wäre und in Anbetracht der kulturellen und pekuniären Wichtigkeit der Sache auch schon Etwas kosten dürfte. Die Regierung hat sich jedoch dafür entschieden, ein prachtvolles Modell in kleinerem Maßstab herstellen zu lassen. Das Coulissenmodell wäre nicht so theuer gekommen. Aber man muß zugeben, daß der Schein der Objektivität gewahrt wurde: das Modell kann mit allen drei Dachkonstruktionen versehen werden, die wissenschaftlich in Betracht kommen. Das Exposé des Finanzministers zeigt freilich, daß man die Rekonstruktion der Forscher, die den Bau als ursprünglich mit geradem Abschluß geplant oder versehen bezeichnet haben, nur aus Gnade und Barmherzigkeit zur Anschauung bringen will, weil es eben nicht wohl anders geht. Und dennoch

hat kürzlich Professor Rohmann in Karlsruhe nachgewiesen, daß die oberen Steine der Fassade sogar für eine Balustrade gearbeitet waren, und Haupt in Hannover hat in letzter Zeit den ursprünglich italienisch-deutschen Charakter des Baues überzeugend dargethan. Die spätere Geschichte des Baues seit 1558 liegt im Dunkel. Erst bei Merian, nach 1600, erschienen die Giebel, wie sie das weplarer Skizzenbuch bestätigt hat. Sie lassen eine künstlerisch tabelfreie Lösung des Pilaster- und Figurensystems nicht zu und zertheilen den Bau in zwei Hälften von völlig verschiedenem Stilcharakter: in die vornehmere untere Fassade in ihrem heutigen Bestand und in die zwei Giebel mit einer bauerischen, rohen und unverständenen deutschen (weder niederländischen noch italienischen) Renaissance, mit einem verworrenen Sammelsurium von Halbkugeln, Pilastern und Fensterebenen, dazwischen irgendwo verloren die beiden Figuren über der Fassade. Ein Dokument deutscher Unkultur! Das müßte genau so nachgemacht werden, denn es steht fest durch die weplarer Skizze; Strich vor Strich. Aber das Modell verbirgt dem Laien die Mängel und Notheiten dieser Architektur geschickt durch zu flache B.handlung. Dennoch verräth es mit genügender Deutlichkeit, daß Oberbaurath Schäfer auch hier die böse Untugend des Restaurators nicht unterdrücken konnte oder wollte, theatralisch nach eigenen Vesten zu fabuliren, statt treu und gewissenhaft nachzubilden. Eine seiner empfindende Zeit hat um die Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts die beiden Frontgiebel beseitigt und eine reinere Lösung in ihrem Geschmack an deren Stelle gesetzt (zwei kleinere Zwerggiebel über dem zweiten und vierten Fenstersystem der fünfstufigen Fassade und in richtiger Auflösung des Pilastersystems nach oben). Es ist die dritte geschichtliche Gestalt. Das Finanzministerium hat sich für die zweite entschieden, für Schäfers Projekt. Wir wollen hoffen, nur das Finanzministerium und nicht auch schon die Regierung. Wählte man die erste Gestalt, so wäre es unnöthig, den achteckigen Thurm aufzubauen und die berühmten Ansichten der Ruine vom Nedar und von der großen Terrasse her wesentlich zu verändern. Nach dem Aufbau der weplarer Giebel muß aber auch der achteckige Thurm aufgebaut werden, wenn der Rhythmus der Umwickelung nicht gänzlich zerstört werden soll. Jeder besitzt Restauratorengenie genug, um sich vorstellen zu können, wie er nach Schäfers Rezepten aussehen wird: weißgekalkte Mauern, an den acht Ecken senkrecht unterbrochen von je einer unregelmäßigen Reihe rothbemalter Steine. Darüber erst ein glockenförmiges Dach oder Aehnliches, dann noch ein Stockwerk und endlich ein barockes Zwiebeldach; die Dächer vielleicht mit Schiefer gedeckt, vielleicht mit schönen, glänzenden, grasgrünen Glasurziegeln. Dazu hellgrüne oder hellblaue Dachrinnen. Es wird ein heiterer Anblick werden und manchem alten Freunde Heidelbergs das Herz erquickeln. Dieses Denkmal, halb Ruine, halb Neubau, würde dann beweisen, daß es der badischen Regierung nicht darum zu thun war, das ehrwürdig Alte zu erhalten, sondern darum, an seine Stelle ein neues Brunnenschloß zu setzen.

Mannheim.

Dr. Theodor Wit.



## Hammurabi und Moses.

Am letzten Juniheft der „Zukunft“ hat Herr Professor Ludwig Gumpłowicz sich mit Hammurabi und Moses beschäftigt und dabei vielfach zu meinem Buch „Die Gesetze Hammurabis und ihr Verhältniß zur mosaischen Gesetzgebung so wie zu den zwölf Tafeln“ Stellung genommen. Die Art, wie er es thut, ist geeignet, bei dem Leser, der mein Buch nicht kennt, ganz unrichtige Vorstellungen zu erwecken, und ich lege Gewicht darauf, solche falsche Vorstellungen nicht aufkommen zu lassen.

Herr Professor Gumpłowicz schildert kurz die große Verlegenheit, in welche die Theologen ohne Unterschied der Konfession durch die Entdeckung des Hammurabi-Kodex gerathen sind, und sagt: „Wenn Hammurabi auch nur anno 2500 auf steinerne Tafel meißelt, was Moses mehr als tausend Jahre später als unmittelbar ihm offenbarte Gesetze Jehovahs verkündet, dann sieht die Sache verdächtig aus.“ Er fährt dann fort: „Das merken nun die Schriftgelehrten und bemühen sich, die Bibel und mit ihr die ‚Offenbarung‘ zu retten. In der großen Zahl dieser Rettungsveruche nimmt der des wiener Orientalisten D. H. Müller gewiß eine hervorragende Stelle ein.“ Ich muß ganz entschieden diese Ehre ablehnen; denn ich habe überhaupt weder die Bibel noch die „Offenbarung“ zu retten versucht; ich muß auch den Titel eines „Schriftgelehrten“ mit und ohne den bösen Beigeschmack aus dem Evangelium um so mehr zurückweisen, als Gumpłowicz selbst sagt: „Ich will nicht behaupten, daß Müller solche Absicht (die Bibel und den Mosaismus zu retten) hegt; aber die große Mühe, die er sich giebt, und der ungewöhnliche Scharfsinn, den er aufwendet, um aus den Details der Bestimmungen Hammurabis und Moses' zu beweisen, daß Moses nicht entlehnt hat, macht den Eindruck, als wolle er Hammurabis Priorität im Interesse der Bibel bekämpfen.“

Ein Rechtslehrer sollte doch, ohne den Dolus nachweisen zu können, einen so beleidigenden Ausdruck nicht gebrauchen. Und hätte er sich die Mühe genommen, das Buch ordentlich zu studiren, so hätte er sich sagen müssen, daß da absolut von „Rettungsveruchen“ nicht die Rede sein kann, und hätte vermieden, durch orakelhaft dunkle Wendungen anzudeuten, ich wolle allen Ernstes behaupten, daß „der König von Babel das mosaische Gesetz abgeschrieben habe.“

Gumpłowicz brauchte gar nicht weit zu suchen; er konnte schon im Vorwort den wesentlichen Inhalt und den Gedankengang meines Buches finden. Ich setze die Stelle wörtlich hierher. „Ich irrte lange im Dunklen herum und konnte mir von dem Verhältniß beider Gesetze zu einander keine rechte Vorstellung machen, bis ich zwei Komplexe gleicher Bestimmungen in gleicher Reihenfolge gefunden habe. Da stand für mich der engste Zusammenhang beider Gesetze absolut fest; und, daß ich es nur gestehe, auch die Abhängigkeit der mosaischen Gesetzgebung vom Kodex Hammurabi, mittelbar oder unmittelbar; drum wenn zwei Gesetze nicht nur in der Sache, sondern auch in der Form mit einander zusammenhängen, muß, so dachte ich, das jüngere aus dem älteren geschöpft haben. Erst nach und nach kam ich zur Erkenntniß, daß die mosaische Gesetzgebung unmöglich aus Hammurabi geschöpft haben kann; daneben aber brachte die Untersuchung immerfort neue Beweise für den engsten Zusammenhang und

die gleiche Reihenfolge beider Gesetze. Mit anderen Worten: auf der einen Seite mußte man nicht nur sachliche und prinzipielle, sondern auch formale Ähnlichkeit anerkennen, auf der anderen Seite aber konnte man beweisen, daß die mosaischen Gesetze nicht aus Hammurabi oder aus einem von ihm derivierten Gesetzeskodex gestossen sein können. Aus diesem Dilemma war nur ein Ausweg vorhanden: die Hypothese eines bereits fixierten Urgesetzes, aus dem beide Gesetze gestossen sind.“

Ich frage nun, ob Jemand, der diese Stelle gelesen hat, die folgenden Sätze, die sich auf S. 487 der Kritik des Herrn Gumplowicz finden, zu schreiben berechtigt war: „Professor Müller fragt zunächst immer, wer entlehnt habe: Hammurabi oder die Bibel“. Das wäre für den Laien allerdings keine Frage; er muß sich nur wundern, daß die Gelehrten daraus eine Frage machen. Denn der nüchternere Laienverstand sagt: Wenn ein Satz aus der Bibel, die im besten Fall aus dem Jahr 1400 vor Christus stammt, im Gesetz Hammurabis steht, das im schlimmsten Fall aus dem dritten Jahrtausend vor Christus stammt, so ist doch kein Zweifel, daß Hammurabi die Quelle ist und daß Jehovah diese Entlehnung (ohne Nennung der Quelle) sich erlaubte.“

Ich muß sagen, daß es gewisse Dinge giebt, die sich weder mit guten noch mit schlechten Wigen abthun lassen. Und was der Laienverstand gefunden, stand schon deutlich geschrieben da. Wie man sieht, habe ich nichts zu retten versucht, sondern mich offen und ehrlich bemüht, ein schwieriges historisches Problem zu lösen, und dabei die Hypothese aufgestellt, daß das mosaische Gesetz, wie die Gesetze Hammurabis und das römische Zwölftafelrecht, aus einem Archotypus hervühren, der älter ist als der Kodex Hammurabi und ebenfalls aus Babel stammt; was Gumplowicz doch hervorheben mußte; er sagt aber: „Um nun die Bibel nicht direkt aus Babel abstammen zu lassen, bringt Müller die Hypothese“ (vom Urgesetz). Man kann die Hypothese mit wissenschaftlichen Gründen bestreiten; es ist aber unzulässig, sie zu verdächtigen und ihr Motive unterzuschieben, die ihr völlig fremd sind; sie fließt aus der zwingenden logischen Nothwendigkeit und hat mit „nothleidenden Religionen“ und der Offenbarungsfrage gar nichts zu thun.

Was die „Offenbarung“ betrifft, die in Hänsefüßchen in der Kritik des Professors Gumplowicz herumpunkt, so muß ich bemerken, daß sie nicht aus meinem Buche entlehnt ist, wie man nach den erteilenden Anführungszeichen zu schließen geneigt sein könnte. Das Wort kommt bei mir, wenn ich nicht irre, nur einmal vor; an der Stelle: „Erst praktische Uebung, dann die abstrakte Erkenntniß: Das ist die Entwicklung der Welt, Das die Offenbarung in der Geschichte.“

Eben so verhält es sich mit den „Grausamkeiten“ in Anführungszeichen. Die kommen in meinem Buch gar nicht vor, wenn ich auch an einer Stelle, wo einer gewissen Kategorie von Adoptivkindern die Augen ausgerissen oder die Zunge abgeschnitten wird, mich zu der Bemerkung hinreihen lasse: „Da hört denn doch alle Gemüthlichkeit auf“. Die „Atrocities“ haben schon so oft ihre

\*) Dieses Halbunkel in der Ausdruckweise läßt die Deutung zu, ich hielte für möglich, daß Hammurabi aus der Bibel entlehnt hat. Darf man sich in solchen Fällen so ausdrücken? Eine Frage an den Rechtsgelehrten und Rechtslehrer.

Wirkung gelhan: warum soll sie nicht ein Rezensent gegen den Autor in Anwendung bringen?

Der Leser, glaube ich, wird gemerkt haben, wie das Bild meines Buches in der konfaden kritischen Bespiegelung verzerrt worden ist. Was vom Ganzen der Kritik gilt, findet auch auf Einzelheiten Anwendung. Abgesehen von den zahlreichen Widersprüchen, in die sich der Referent durch seine geistreichen und witzigen Einfälle verwickelt und die ich hier nicht weiter berühren möchte, läßt er mich öfters (wohl von seinem Gedächtniß getäuscht) Dinge behaupten, die ich in dieser Form nicht gesagt habe, oder er reißt einen Satz aus dem Zusammenhang und polemisiert gegen ihn, ohne den wirklichen Sinn meiner Worte zu erkennen oder durchschimmern zu lassen. Hier zwei Beispiele: Er läßt mich behaupten, „das im Exodus über den Diebstahl Gesagte bietet fortschrittlich entwickelte Bestimmungen, die in primitiver, roherer Form auch bei Hammurabi zu finden sind.“ Das ist nicht richtig. Die Bestimmungen bei Hammurabi sind weder primitiv noch roh, sie sind vielmehr durch eine lange juristische Schälung und Praxis möglichst kompliziert geworden, im Gegensatz zum Exodus, wo sie möglichst primitiv sind, weil sie vom Urgefetz stammen. Ferner sagt er: „Nicht zustimmen kann ich Müller, wo er sagt, daß die durch Klarheit und Einfachheit sich auszeichnenden Sätze des Exodus wohl als Quelle sowohl des Hammurabi als der römischen Zwölftafeln gelten können.“ Der König von Babel hat ganz sicher nicht das mindestens achthundert Jahre später „offenbarte“ moaische Gefetz abgeschrieben. Das wäre selbst ihm schwer geworden.“ Ist es Herrn Gumpłowicz nicht schwer geworden, mir eine solche Behauptung zuzumuthen? Um ihm den wahren Sinn dieser Stelle zu „offenbaren“, möchte ich ihn bitten, Seite 211 zu lesen: „Es hat sich auch ergeben, daß ein wichtiger Abschnitt des Urgefetzes im Exodus uns in der alten Einfachheit und Ursprünglichkeit aufbewahrt ist; nur daß gewisse Umstellungen und Umänderungen vorgekommen und zum Teil mit Absicht vorgenommen worden sind.“ Also mußte Hammurabi nicht aus dem Exodus, sondern aus dessen Vorlage, dem Urgefetz, entlehnt haben.

Haß und Liebe sind der wissenschaftlichen Forschung gleich schädlich; und wenn Andere aus Liebe zur Religion zu retten versucht haben, so war bei Gumpłowicz der Haß der ruhigen, sachlichen Erwägung nicht minder abträglich.

Wien.

Professor Dr. David Heinrich Müller.



## Selbstanzeigen.

Die Entstehung des Lebens auf der Erde. Berlin, Franz Wunder. 1904.

Bekanntlich behaupten die Anhänger der Deszendenztheorie, daß die Anfänge des Lebens auf unserer Erde in einer „Urzelle“ zu suchen seien, aus der sich baumartig die verschiedensten Typen der Lebewesen entwickelt hätten. Doch woher diese Urzelle? Wohl mit Recht verlangen die Gegner erst den Wahrscheinlichkeitsbeweis für die Entstehung dieser Urzelle, also für die Entstehung eines bestimmten Gebildes aus der strukturlosen Masse. Den Gedanken, daß dieses

Gebilde aus dem Bathybioschlamm von selbst entstanden sei, hat sogar Haeckel längst aufgegeben. Von dieser Klippe, um die die Deszendenztheorie nicht herumkommt, kam dann Reiske zur Annahme einer „kosmischen Intelligenz“, also einer verfeinerten Auflage der biblischen Schöpfungsidee. Ich habe versucht, die Klippe auf anderem Weg zu umgehen. Ich suche die Einheit der Materie und die Einheit der Kraft zu beweisen, so weit ein Beweis hier überhaupt möglich ist. In der Erdrinde erscheint uns aus gewissen Gründen die Materie ungleichartig, eben so die Kraft. Diese besteht lediglich in dem Streben, sich nach einem oder mehreren Punkten zusammenzuziehen und von da gleichzeitig sich auszudehnen; die Kraft erscheint uns daher als Zusammenziehung und Ausdehnung. Die Weltkörper ziehen sich nach ihrem Mittel- (Schwer-) Punkt zusammen und dehnen sich zugleich nach der Unendlichkeit aus. Bei ihrer Ausdehnung gerathen sie mit den anderen Weltkörpern gleichsam in Konflikt. Macht sich nun auf der Oberfläche eines Weltkörpers die Ausdehnung eines anderen intensiver bemerkbar als die eigene Ausdehnung, geht also die „Eigenwärme“ der Oberfläche unter die „Bestrahlungswärme“ herunter, so entsteht Leben auf der Oberfläche des Weltkörpers, dessen Ausdehnung zurückgeworfen, der „bestrahlt“ wird. So ist auch auf unserer Erde, weil sie von der Sonne bestrahlt wird, das Leben entstanden. Es entstand als eine Masse mit besonderem Ausdehnungstreben (Eigenwärme) und mit der spezifischen Fähigkeit, seine Stoffe rhythmisch-chemisch zu binden und zu lösen (aus der dann die Fähigkeit des Stoffwechsels wurde), sich rhythmisch zusammenzuziehen und auszudehnen. Jede Masse mit Ausdehnungstreben muß in eine Summe von Kugeln (Zellen) zerfallen. Die Lebensmasse hatte ferner in Folge des allgemeinen Zusammenziehungstrebens der Erde die Tendenz, sich zu erhalten (Selbsterhaltungstrieb), nebenbei aber auch die Tendenz, den ihr eigenen Vorgang der rhythmischen Zusammenziehung und Ausdehnung zu erhalten. Die mit der Entstehung des Lebens gleichzeitig einsetzenden Temperaturschwankungen und Veränderungen in der „leblosen“ Natur auf der Erdoberfläche blieben nicht ohne Einfluß auf die Lebensmasse und ihren Prozeß; wenn sie ihn auch nicht unmöglich machten, so haben sie ihn doch spezialisiert. . . Nachdem die Prinzipien gezeigt sind, nach denen die Lebewesen sich im Allgemeinen weiter spezialisiert haben, wird diese Spezialisierung in einem besonderen Fall geschildert und die Herausbildung des Menschen betrachtet. Durch das ganze Buch zieht sich der Beweis, daß es in der „Natur“ keinen Zweck, sondern nur eine Folge gibt.

Dr. Emil König.

### Der Zug der Vögel. Berlin 1904, Hermann Walter. 5 Mark.

Bisher hat man sich meist mit der Hypothese begnügt, daß die Zugvögel zu irgend einem Zeitpunkt, wenn auch nur allmählich, von dem Zustande fester Wohnsitze zu der Gewohnheit des Wanderns übergegangen seien. Zur Erklärung dieser Entwicklung und des wunderbaren Wanderzuges sind viele Bücher geschrieben worden, die jedoch sämmtlich mit dem Geständniß enden, daß hier ein unlösbares Räthsel vorliege. Ich bin nun der Ansicht, daß der ursprüngliche Zustand im Vogelleben nicht der feste Wohnsitz, sondern ein heimatloses Umherfliegen zwischen den weiter entlegenen und in fernerer Vorzeit selteneren Rastpunkten



gewesen ist, daß sich aus diesen freien und unregelmäßigen Flügen der nach Jahreszeit und Himmelsrichtung geregelte Wanderflug und erst aus diesem, über die Zwischenstufe des Streichvogels, der Typus „Standvogel“ entwickelt hat. Danach hätten wir also nicht eine aufsteigende Entwicklung des Wandertriebes aus dem festen Wohnen, sondern umgekehrt eine Verflümmung des Zuginstinktes in absteigender Linie. Die Begründung dieser Annahme erforderte einen Ausblick auf das Entstehen und Erlöschen der Instinkte, deren „Baariten“ schon Darwin anerkannt hat; dabei ergiebt sich, daß auch die Ausführung des Wanderfluges nicht wunderbarer ist als irgend eine andere Instinkthandlung, da auch sie auf Grund unbewusster Gewohnheit — entstanden aus vereinst bewußt zweckmäßigen Handlungen — erfolgt. Außer einem von Künstlerhand gezeichneten Titelbilde — nächtlicher Schwalbenflug — sind meiner beschriebenen Skizze fünf Originalbilder aus dem Vogelleben beigelegt.

Kurt Graefler.



**Meine grüne Erde.** Carl Reißner in Dresden, 1904.

Unterdesseu.

Schönheit ist Athem. Aber Brot ist Brot.  
Und Tausend hungern und die Mühlen mahlen  
Und Königtische wissen nichts von Noth  
Und Tausend beten nachts zu ihren Dualen.

Und Mütter fiebern, wie kein Fieber schlägt,  
Weil ihre Kinder schwer im Schlafe wimmern.  
Die Mütter hören, daß man Bretter trägt,  
Um einen rohen Armenjarg zu zimmern.

Und unterdesseu webt die athmende Nacht  
Und unterdesseu wird das Licht erkoren  
Und unterdesseu hat die Schönheit Aht  
Auf jede Perle, die der Thau geboren.



Freude! Freude!

So kommt und jauchzt! Das ist des Lebens Sinn  
Denn Angst und Gram und Weinen taugt zu nichts.  
Geht wie ein wunschlos Kind die Seele hin,  
So spielt Ihr Euch hinein ins Meer des Lichts.

Und sterbt mir freudig! Alles Ding hat Sinn  
Und das geheimste will das größte sein.  
Geht wie zur Hochzeit. Geht wie Gäste hin  
Und nicht wie Knechte in das Festhaus ein.

Und Eure Wiegen krängt mit Rosengluth.  
Sät Freude in die kleinen Seelen ein!  
Das künftige Geschlecht soll stark und gut,  
Soll Herrendolk mit freien Stirnen sein.

Ihr Mädchen, schmüct Euch! Jeder Leib ein Fest!  
 Deckt ihn mit Seide! Seide ist genug.  
 Und Blumen in das lose Haar gepreßt!  
 Gürtel von Gold! Denn Golbs ist auch genug.  
 Und Euer Leib ist Euer hohes Gut.  
 Je mehr Ihr seht, je höher wächst der Mann.  
 So werdet, was Ihr sollt, die Morgengluth,  
 Die säklemächtige Tage schaffen kann.  
 Und jedes Schreiten sei der Schönheit Tanz  
 Und jedes Auge sei wie Quellen klar.  
 O Erde, selige Du, Du bist voll Glanz,  
 Der gestern noch um Gottes Throne war!

Altreesj.

Gustav Schüler.



## Im Jahr des Friedens.

Wie sich Verdienst und Glück verketten: Das fällt den Thoren niemals ein. Wenn der marokkanische Räuberhauptmann, der die Berge zwischen Tanger und Fez nach Menschenwild durchbircht, nicht den Amerikaner Verdicaris gefangen hätte, wäre die Allgemeine Elektrizität-Gesellschaft vielleicht nicht als Siegerin aus dem heißen Wettkampf um das große Geschäft mit der brüsseler Gemeinde hervorgegangen, über das uns die Presse Mancherlei erzählt hat. Die Vorsehung meint es, wie Jeder weiß, mit der A. E. G. ganz besonders gut; zum Werkzeug ihres Willens hatte sie diesmal den Genossen Grimard gewählt, einen sozialistischen Stadtrath aus Brüssel. Dieser Mann, der die harmlosesten Projekte niederschreiben pflegt, traf in Spanien auf einer Urlaubstreife einen ihm befreundeten Arzt, der einen vornehmen Belgier an den Hof des Sultans von Marokko begleiten wollte. Grimard, der sich für eine Weile aus überhäuferten Kulturzuständen fortsetzte, entschloß sich schnell, die Reise mitzumachen, und saß schon in Fez, als die Presse plötzlich für das Leben des Herrn Verdicaris zu gitztern begann. Durch die Räuberthat wurde Grimards Rückkehr verzögert; er wollte vier Wochen wegbleiben und blieb nun drei Monate. Mit einer Spannung, als gälte es die Wette, ob Mr. Fez in achtzig Tagen um die Erde kommen werde, ward in Brüssel auf den Reisedweg Grimards geblickt. Die Bürgermeisterpartei, für die, nach den heftigen Angriffen der Gegner, der Abschluß mit der A. E. G. zur Ehrensache geworden war, benutzte die Frist seiner Abwesenheit: und richtig war acht Tage vor Grimards Heimkehr der Vertrag mit der A. E. G. vom brüsseler Municipalrath beraten und angenommen. In einem wohlgeordneten Weltgefüge können also auch Räuber nützlich werden. Geheimrath Rathenau sollte das Portrait des braunen Fra Diavolo für den Sitzungsaal malen lassen, zugleich aber dafür sorgen, daß die Amerikaner von diesem Kaufalnegus nichts erfahren; sonst verlangen sie am Ende noch, daß die A. E. G. sich an der Entschädigung des aus Räubersäufen befreiten Yankee's theilliche. Und da unser milber Willow gewiß keine Lust hätte, wegen solcher Vappalie vom Leder zu ziehen, würde er wahrscheinlich verlangen, daß Days erste Note über diesen Gegenstand mit einem Ueß der Berliner Handelsgesellschaft beantwortet werde.

Wir leben in der besten und gerechtesten aller uns bekannten Welten; deshalb durfte in einer Zeit, die der A. G.-G. einen Erfolg brachte, auch Siemens nicht leer ausgehen. Ein neues Licht flammte im Hause Siemens auf. Den Namen des Neugeborenen kennen wir noch nicht. Die Neugier ist um so größer, als man längst schon eine Erfindung auf diesem Gebiet ersehnt. Daß auch die Aktionäre von Siemens sich den Luxus eines ungerathenen Kindes leisten wollen, kann ihnen Niemand verdenken. Wahre Größe und Macht zeigt sich darin, daß man Geld hinauswerfen kann. Zu solcher Demonstration eignet sich am Besten aber eine neue Lampe. Wenn es in der Beleuchtungsindustrie einer Firma zu gut geht, läßt sie sich stets ein neues Licht patentiren. Dann ist sie sicher, den Goldstrom rasch ableiten zu können. Auch einen Auftrag soll sich übrigens die Firma Siemens gesichert haben; sie, sagt man, wird die elektrische Treibeilei auf dem künstlichen Wasserweg Berlins einrichten. Wozu in die Ferne schweifen, da es noch Voko-Geschäfte giebt? Wird die Treibeilei nur ein Bißchen besser gemanagt als die Hoch- und Untergrundbahn — schlechter ist ja kaum möglich —, dann wird vielleicht sogar Etwas an der Sache verdient. Aller guten Dinge sind drei. Der Siemens-Concern hat noch vor den Sommerferien die Schadenfreude erlebt, in erster Instanz die Stadt Berlin über die Große Berliner Straßenbahn triumphiren zu sehen. Und dabei das wohlige Gefühl, sich sagen zu können: Tua ros agitur; trotzdem der Nachbar die Kosten trägt. Entscheiden — wider Erwarten — auch die höheren Instanzen gegen die Große Berliner, dann brauchen die Leiter der Siemens-Bahn sich um die Wünsche des Publikums überhaupt nicht mehr zu bekümmern. Und zu der sachlichen kam die noch höher einzuschätzende persönliche Satisfaktion: die Väter der Stadt erklärten, die Große Berliner sei nicht mehr als fair zu betrachten; mit Leuten, die „so was“ thun (nämlich vom Staate die Konzession bis 1949 erwirken), könne Berlin nicht länger verhandeln. Dieser Dieb sah. Die Dresdener Bank hat ihn ruhig hingenommen. Merkwürdig. Zu stummer Duldsamkeit haben die dresdener Herrn sonst gar kein Talent; am Ende wollten sie zeigen, daß sie nicht den geringsten Grund haben, nervös zu sein. Siemens und die Deutsche Bank werden sich über die von den Stadtvätern an der Straßenbahn geübte Kritik natürlich nicht geärgert haben. Ihnen paßt die Scheidung von fair und foul. Sie wollten ja immer zu einer besonderen Finanzklasse gehören und müssen sich freuen, da dieser Klassenunterschied nun von Amtes wegen unterhohste Bestätigung fand.

Schon oft habe ich die Ueberzeugung ausgesprochen, daß die Feindschaft zwischen Dresdener und Deutscher Bank nicht ewig währen wird. In diesem Jahr, das so manche entente cordiale gebracht hat, könnte man auch einmal mit der Passifizierung der Behrenstraße versuchen. In der Politik hatten wir das franko-britische Abkommen zu verzeichnen, das über Egypten entschied und das marokkanische Wespenst verscheuchte, von dem Lord Salisbury einen der nächsten Weltuntergänge befürchtet hatte. Türken und Bulgaren haben sich wieder einmal geeinigt. Der russisch-japanische Krieg zeigt den freilich noch recht mühsamen Weg, auf dem Rußland und England sich eines Tages über den großen Komplex mittelasiatischer Machtfragen verständigen könnten. In der Volkswirtschaft sahen wir die ersten Schritte zu einer internationalen Vereinbarung über den Absatz exportirter Stahlfabrikate. Der hitzige Kampf zwischen der eng-

Ufßen Cunardlinie und den beiden deutschen Schifffahrtsgesellschaften geht seinem Ende entgegen; denn der englische Handelsminister wird die Herren Ballin und Inverclyde nicht gern unverzöhnt aus seinem Amtshaus scheiden lassen. Und es sieht ja aus, als habe, vielleicht auf Intervention eines nah Verwandten, der königliche Broker Eduard sich selbst um die Einigung bemüht. An all die Fusionen und Syndikate, die uns auf dem heimischen Wirtschaftsgebiet besetzt waren, braucht man, da sie noch frisch im Gedächtniß leben, kaum zu erinnern. Nach Menschenmessen wird auch der Feinblechverband, in dessen Gelände jetzt noch von allen Seiten mit schwerstem Geschütz bombardirt wird, ehe das Jahr zu Ende neigt, erneuert werden und das Eisenwerk Thale — wenns nöthig sein sollte, sacht von der Dresdener Bank gestöhen — reuig, wie bisher alle outsiders, seine Zuflucht im Schoß des Syndikates suchen. Was von den Friedensplänen großer Montangesellschaften, die einander bisher scharfe Konkurrenz machten, erzählt wurde, ist zum Theil noch nicht dementirt, in der Hauptsache wohl eher aufgeschoben als aufgehoben. Und schließlich sollen wir auch die neuen Handelsverträge noch in diesem Jahr bekommen, trotzdem uns die Doktrinaire der Manchesterpartei so oft ins Ohr geschrien haben, mit „diesem“ Zolltarif seien Handelsverträge überhaupt nicht zu erreichen. Diesmal haben die Agrarier die Laster auf ihrer Seite. Das Alles aber beweist, was schon so oft in der Geschichte bewiesen wurde: daß aller Kämpfe letztes Ziel der Friede ist und daß es, wo sich um wägbare Interessen handelt, unüberbrückbare Klüfte nicht giebt. Wie lange hat es nach dem Tode Hansemanns gedauert, bis die Deutsche Bank sich mit der Diskontogesellschaft über das rumänische Petroleumgeschäft verständigte? Kaum volle vier Wochen. Jetzt, in den ersten Monaten der Trauer um den Eigensinnigen, der für alle Schätze Indiens seinem Stolz kein Opfer zugemuthet hätte, stimmen die Leiter beider Institute schon gemeinsame Klagelieder über die gottlosen Versuche der Standard Oil Company an, durch Btheiligung an der rumänischen Produktion die Preise zu werfen und der Konkurrenz die Lust am Konkurriren zu rauben. Die Freihandelspresse, die Jahre lang rief, das deutsche Volk müsse sein Petroleum billiger haben, sekundirt diesem Wehgeschrei über Preisfchleuderei mit dem Brustton ehrwürdiger Ueberzeugung. Und am Ende wird die selbe Presse, die heute so und morgen anders spricht, je nachdem der Wind von den Banken weht, noch die Hand segnen, die zwischen dem Standard Oil Trust und den deutschen Instituten auf Kosten des Konsumenten Frieden stiftet. Denn auch dieser Friede wird kommen. Und Deutsche und Dresdener, sie ganz allein, sollten einander ewig hassen; immerdar meiden? Nein. Ich sehe wahrlich schon die Zeit, wo sie vom murmelnden Bach den Frieden, den lieblichen Knaben, herbeiwinken. Dann werden sich auch Hochbahn und Straßenbahn verständigen und das Publikum wird große Augen machen. Unmöglich ist nicht einmal, daß eines Tages sogar die Gruppen Siemens-Schuckert und A. G.-S.-Union zusammenkommen. An Toleranz werden Rathenaus es nicht fehlen lassen; der Fall Perdicaris hat sie ja wieder gelehrt, daß man das Gute nehmen muß, wo mans findet. Der Massenunterschied wäre sicher kein ernstes Hinderniß. Wie in Republiken ein Krönchen verziehen wird, wenn es kein Herrschaftsrecht verleiht, so würde am Schiffbauerdamm dem Concern Siemens-Schuckert auch die arische Abkunft nicht schaden, wenn sie nicht benützt wird, um eine Tyranis zu sichern. Dis.